

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 43 (1965-1966)

Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion:
Toni Lienhard / Markus Mäder (Uni)
Xaver Achermann / Laurent Druey (Poly)

Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30
Auflage 14 000
Redaktionsschluss Nr. 7: 11. Januar 1966

Druck und Versand:
Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG,
Werdstrasse 21, 8021 Zürich

Inserate:
Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37
8001 Zürich, Telefon 23 83 83

Sozusagen: Keine Mensa!

Im letzten »Zürcher student«, der am 10. November erschien, beschrieben wir den Stand der Mensa-Frage. Wir verweisen auf die Sitzung des Regierungsrats mit den Architekten der beiden noch in Frage kommenden Mensa-Projekte. Diese Sitzung fand am 11. November statt. Erziehungsdirektor König gewährte darauf einigen Studentenvertretern (Mitgliedern der Kleinen Studentenschaft, der Exekutive der Studentenschaften) eine Audienz, in welcher er sich erstmals über den letzten zürcher studententum beschwerte, welcher sich nicht nur erfreute, auf eine noch nicht durchgeführte Sitzung vom Regierungsrat und zwei Architekten (und die Traktanden dieser Sitzung) hinzuweisen, sondern auch noch Pläne veröffentlichte, zu welchen er, König, sowie der ge-

samte Regierungsrat noch keine Stellung bezogen hatte.

Die Reaktion des Erziehungsdirektors darauf – nämlich nun keine Informationen mehr herauszugeben für die Studenten- und damit auch die allgemeine Presse – müssen wir als schlechthin skandalös bezeichnen. Wir Studenten sowie das Volk, das Herr König gewählt hat, haben das Recht zu wissen, was in der Mensafrage von seiten der Regierung passiert und vor allem was nicht passiert ist, nicht passiert und nicht passieren wird.

Erziehungsdirektor König versuchte dann dennoch teilweise, den anwesenden Studenten möglichst plausibel zu erklären, was bisher geschehen sei und warum das und nichts anderes.

Was ist nun passiert? (Nach den Informationen des Erziehungsdirektors)

Weder das eine noch das andere Projekt wurde dem Regierungsrat zur Beschlussfassung, es dem Kantonsrat vorzulegen, unterbreitet. Grund: Erziehungsdirektor König hat Angst, dass das 6,5-Millionen-Projekt der Stadt in einer Volksabstimmung nicht angenommen würde. Das 2,5-Millionen-Projekt der Studentenschaft für eine provisorische Mensa müsste an sich nicht vor das Volk (nur Projekte über 3 Millionen unterliegen der Volksabstimmung). Da aber aus bestimmten Gründen (was neu ist) zu dieser Mensa, obwohl sie provisorisch ist, ein Luftschuttkeller gebaut werden müsste und Herr König sich mit einer nicht vollausgebauten Küche nicht begnügen will (plötzlich. Das Projekt sieht – ähnlich wie etwa die Mövenpick-Restaurants – haben – eine ¾-Küche vor), würde die Mensa allerdings über 3 Millionen

zu stehen kommen und zur Abstimmung gelangen. Und auch diese Abstimmung, so befürchtete Erziehungsdirektor König, würde ein negatives Resultat zeitigen.

Was nun geschehe und geschehen solle, fragten darauf die Studentenvertreter. Antwort: Die beiden Projekte befänden sich beim Baudepartement, welches versuche, beim einen oder andern Verbilligungen herauszufinden. Verbilligt hätte das eine oder das andere Chancen vor dem Volk. Im übrigen tue er, König, wirklich alles, was er könne für diese Mensa. Aber ein Projekt, das vom Souverän nach seiner Meinung abgelehnt würde, könne er wirklich nicht durchdrücken.

Gesucht also: ein Projekt, das Erziehungsdirektor König vor das Volk bringen könnte, sei es ein bisheriges verbilligtes oder ein neues; oder ein

Projekt unter 3 Millionen. Woher diese Projekte? Darauf wurde nicht näher eingegangen.

Die Studentenvertreter, leicht verwirrt, liessen darauf durchblicken, dass nun vielleicht einige Studenten eine Strassendemonstration forderten, um ihre Wünsche nach einer Mensa vor die Öffentlichkeit zu bringen. Darauf König: Nicht er, auch nicht der Regierungsrat oder der Kantonsrat sei gegen eine Mensa, sondern in der Volksabstimmung würde keines der bis jetzt vorgelegten Projekte durchkommen. Sein guter Wille (vor allem seiner) sei durchaus vorhanden. Mit einer Demonstration werde der Sache nicht geholfen, nur geschadet, weil eben jener gute Wille in Unwillen umschwenken könnte.

Diese Argumentation Herrn Königs (die hier natürlich nur teilweise, aber in ihren wichtigsten Punkten wiedergegeben ist) überzeugte die Vertreter der Studenten. (Uns überzeugt sie nicht. Davon später.) So gab der Präsident des KStR, Franz Germann, an einer Sitzung den Fakultätspräsidenten der Uni die offizielle Reaktion des KStR auf diese Geschehnisse folgendermassen bekannt (dasselbe wollte er vor dem Grossen Studentenrat, dem Parlament der Studentenschaften, das ihm letzten Endes Anweisungen geben muss, sagen): Eine Strassendemonstration sollte nicht organisiert werden. Der KStR ist überzeugt, dass Herr König alles in seiner Macht Stehende unternahm, er will dessen Warnung vor »vorkonstruierten Revoluturumbeherzigen und einen »konstruktiven Beitrag zur Lösung der Mensafrage leisten. Dieser Beitrag soll gefunden werden durch eine zu diesem Behuf eingesetzte 7köpfige Kommission, welche allen Möglichkeiten, dass die Studentenschaft ohne finanzielle Mithilfe der Regierung eine provisorische Essegelegenheit für die Studenten in Uni-Nähe selbst organisieren könnte, nachgehen wird. Das Risiko, dass diese Kommission keine solchen Möglichkeiten findet, wird eingegangen. Franz Germann dazu: »Dann sind wir wenigstens sicher, dass keine andern Möglichkeiten existieren, was auch einen konstruktiven Beitrag zum Problem darstellt.« (Der GSr hat in seiner morgigen ausserordentlichen Sitzung darüber zu beschliessen, ob dies alles passieren soll.) Soweit die offiziell erhältlichen Informationen über den jetzigen Stand der Mensafrage sowie die geplanten Reaktionen des KStR dazu. Was nun folgt – dies muss betont werden –, ist nicht mehr die offizielle Meinung der KStR und beruht in den weiteren Informationen (über welche der KStR offenbar nicht verfügt, nicht verfügen will oder kann), nicht auf offiziellen, aber darum nicht weniger seriösen Stellen.

Wir möchten hier ein paar offene Worte zuerst an Herrn Erziehungsdirektor König, dann an den KStR richten.

Zu Ihrem »guten Willen«, sehr geehrter Herr König, möchten wir einiges sagen

Wir glauben Ihnen nicht, dass das Projekt für die provisorische Mensa von 2,5 Millionen auf jeden Fall über 3 Millionen kosten wird. Wer bestimmt, dass hier – für ein Provisorium, man stelle sich vor! – ein Luftschuttkeller gebaut werden muss? Ist hier keine Ausnahmegenehmigung erhältlich? Mit gutem Willen?

Wir glauben Ihnen nicht, dass dieses Provisorium unbedingt über eine vollausgebaute Küche verfügen muss. Modernste ernährungstechnische Erfahrungen besagen anders. Prof. Ronner, der Architekt dieses Projektes, hat diese Erfahrungen beigezogen, er hat sich schliesslich auch etwas überlegt. Haben Sie das auch? Wir möchten Sie an Beispiele wie die Mövenpick-Restaurants erinnern, die genau gleich arbeiten, wie Prof. Ronner es in seinem Projekt vorsteht: mit einer ¾-Küche. Es hat ja keinen Sinn, auf teurem Grund den gesamten

Verarbeitungsprozess (von der ungeschälten Kartoffel bis zu den Pommes frites) zu erledigen. Vorarbeiten (Rüsterei usw.) können anderswo stattfinden.

Wir glauben Ihnen nicht, dass Verbilligungen (vorgeschlagen vom Baudepartement, das nicht für allzuschnelle Arbeitsweise bekannt ist) einen wirklichen Sinn haben. Änderungen an bisherigen Projekten oder gar Neuprojektierungen dauern so lange, dass alle Verbilligungen durch die Baukostenverteilung illusorisch werden.

(Wir haben Ihnen schon den Einwand – den Sie unternessen, da er offensichtlich private Ermessungssache war, nie mehr betonten –, die provisorische Mensa sei städtebaulich nicht verantwortbar, nicht abgenommen.)

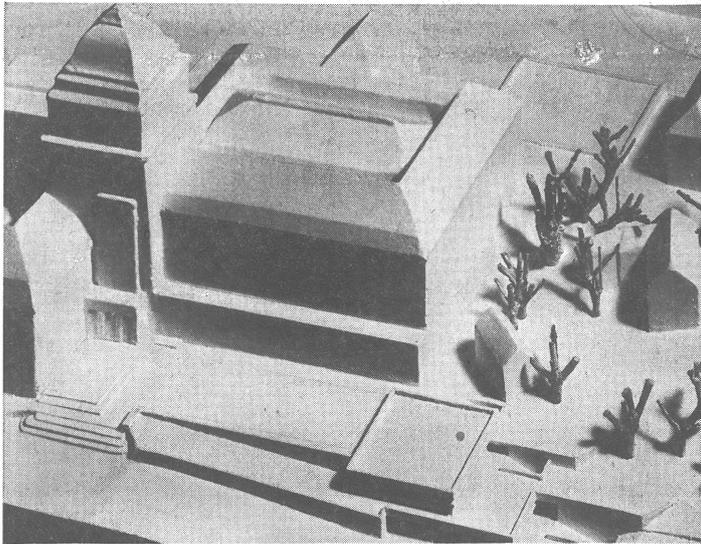
Weiterhin möchten wir Sie an alle Ihre zeitlichen Versprechungen – heute machen Sie ja deswegen keine mehr – erinnern, die Sie in Sachen Mensa nicht erfüllt haben.)

Kurz, wir glauben nicht mehr an Ihren guten Willen. Zu viel haben wir gehört, zu viele Verträge liegen in unseren Ohren, zu viele einzelne Argumente, selten eines stichhaltig, haben Sie gegen die Projekte vorgebracht, zu viele Argumente wieder fallengelassen und neue erfunden; zu wenig an konkreten Resultaten haben wir gesehen.

Unser Glaube an Ihre Versicherungen ist auch erschüttert durch Ihr Verhalten, uns nicht mehr informieren zu wollen. Beispielsweise hat Herr Frey, der Architekt der definitiven Mensa, eben an jener Sitzung vom 11. November schon ein revidiertes Projekt mit Kostenvoranschlag von 4 Millionen unterbreitet. (Standort zum bisherigen Definitivum ein wenig verschoben, siehe Photo.) Die 1,5 Millionen wurden dadurch eingespart, dass der Standort bodentechnisch günstiger liegt und dass auf den Bau eines Luftschuttkellers unter diesem Definitivum verzichtet wurde (!). Für diesen Keller soll ein anderer Standort gefunden werden. Sie, Herr König, haben den Studentenvertreter davon nichts gesagt. Dafür haben Sie dem Provisorium einen Luftschuttkeller angehängt.

Herr Erziehungsdirektor, wir müssen einfach annehmen, dass Sie und vielleicht noch andere Herren oder Aemter (etwa das Baudepartement) an einer Verwirklichung einer Uni-Mensa, schlechthin im Moment nicht interessiert sind. Den Mut, dies zu sagen, oder eine Tat (nicht Worte), die das Gegenteil bewiesen, vermissen wir vorläufig noch. Es kommt uns vor, Herr Erziehungsdirektor, als ob beispielsweise das Festhalten an einer Vollküche (von der Sache her nicht begründet) oder der Bau eines Luftschuttkellers (der beim Definitivum nicht mehr nötig ist, da soll ein anderer Standort gefunden werden) Ausflüchte von Ihnen sind, um das provisorische Projekt einfach über 3 Millionen zu halten. Denn dann haben Sie das Argument der Volksabstimmung.

Sie haben jetzt noch zwei Möglichkeiten, alle diese Anschuldigungen zwar nicht unwahr zu machen, ihnen aber ihre Aktualität zu nehmen, sie zu entkräften: Entweder lassen Sie die provisorische Mensa für 2,5 Millionen ohne unbedingt notwendigen Luftschuttkeller und mit genügender ¾-Küche bauen (keine Volksabstimmung nötig, kein Argument hier für Sie), oder Sie geben Herrn Frey, dem Architekten des revidierten Definitivums, grünes Licht. Er selbst wäre in der Lage, bis Ende Jahr oder Frühling 1966 – je nach dem ihm gewährten Planungskrediten – den detaillierten Plan für dieses revidierte Projekt sowie die detaillierte Kostenberechnung zu erstellen (so schnell geht das, weil er auf den Arbeiten des ursprünglichen Definitivums aufbauen kann). Tun Sie wieder das eine noch das andere, so werden Sie nie in der Lage sein, auch nur ein Jota eines einzelnen unserer Vorwürfe und einiger anderer



Modellphoto des neuen 4-Millionen-Projektes. Deutlich erkennbar: das Uni-Hauptgebäude und die Kunstlergasse im Vordergrund. Auf dem rechteckigen Rasen dazwischen hätte das 6,5-Millionen-Definitivum gebaut werden sollen. Das revidierte, verbilligte Projekt sieht im Dreieck Kunstlergasse/Dr.-Faust-Gasse/Breitseite dieses Rasens einen Terrassenbau vor; dabei müsste die Dr.-Faust-Gasse in ihrer heutigen Form aufgehoben werden: sie würde als Treppe z. T. frei, z. T. überdacht, neu entstehen.

Hans Albrecht Moser

Erinnerungen eines Reaktionärs

Copyright by Artemis-Verlag

Aphorismen, der Billardspieler

Ich verlasse diesen Raum und wandere, was ich am liebsten tue, kreuz und quer durch meine Bewusstseinsräume. Ich gebe einige Proben meiner Funde:

Es hat keinen Sinn, die Grössen des Geistes gegeneinander auszuspielen. Sie werden auf den Regeln des Gedächtnisses aufbewahrt, und je nach den Zeitläufen wird bald die eine, bald die andere Grösse hervorgeholt und aufs Schild erhoben.

Nur uns sehen wir aus der Nähe, den andern immer nur aus der Ferne, auch wenn seine Körperlichkeit noch so nahe bei uns ist. Aus der Nähe gesehen ist aber alles anders als aus der Ferne gesehen. Wer muss nicht lächeln – sofern er sich nicht ärgern muss –, wenn er hört, was andere über ihn meinen!

Die meisten Gefälligkeiten, die wir erweisen, sind Eigennützigkeiten in gefälliger Form.

Ein Beispiel geben zu müssen, ist das beste Mittel, seine Fähigkeiten zu steigern.

Bevor du einem Menschen mit einer Anrede »auszuehnest«, schau ihn dir gut an. Vielleicht ist er mehr als du.

Wenn ein stärkerer Geist über einen schwächeren herfällt (wie z. B. Nietzsche über David Friedrich Strauss), so ist das genau so widerwärtig, wie wenn ein grosser Lämmel über ein Kind herfällt. Die Geschichte des Geistes ist voll von solchen Lämmelhäftigkeiten.

Wie viel Unrecht geschieht in der Welt aus Angst, täte man recht, es mit jemand zu verderben.

Er war ein netter, höflicher und in Gelddingen anständiger Mann. Wir lernten uns beim Billard-

spiel kennen, einem Spiel, dem ich in jungen Jahren ergeben war. Jede Woche trafen wir uns am Abend in einem Kaffeehaus zu einem Spiel. Aber eines Abends blieb er aus und in der folgenden Woche auch. Ich fragte den Kellner nach ihm, der Kellner wusste aber nichts. Als ich bald nachher an einer Plakatwand vorbeiging, bemerkte ich, dass einige Menschen einen an der Wand angeschlagenen und mit einem Bild versehenen Steckbrief studierten. »Raubmord in B.« hiess es in grossen Lettern am Kopf des Steckbriefes. Ich drängte mich neugierig hinzu und schaute mir das gut reproduzierte Bildchen an: es war das Bild meines Billardpartners.

Nachdenklich setzte ich meinen Weg fort und begriff plötzlich, warum mein liebenswürdiger Partner es sich nie nehmen lassen wollte, mich nach unserm Spiel spät am Abend heimzubegleiten. Ich wohnte damals in ziemlich einsamer Gegend am Rande der Stadt.

»Die Zeiten sind unsichere, begründete er sein höfliches Angebot.

Es sei nicht so schlimm, antwortete ich höflich ablehnend, und ich sei doch ein Mann.

»Zwei vermögen mehr als einer, beharrte er einmal.

»Aber dann müsste ich Sie ja wieder zurückbegleiten, gab ich lachend zurück.

»Oh, ich bin ein starker Mann«, versicherte er.

Ich zweifelte daran nicht, denn er hatte zwei angegriffen, den einen ermordet, den andern schwer verletzt und dann beide beurlaubt.

Denk ich heute an den Fall zurück, so frage ich mich, ob einer den netten, höflichen, anständigen Mann spielen könne, ohne den Sinn dafür zu haben. Das weiss jeder Regisseur, der Rollen verteilt. Den Sinn dafür kann man aber nur haben, wenn man es auch ist. Ich bleibe also dabei: er war ein netter, höflicher, anständiger Mensch, nur leider, sozusagen im Nebenberuf, auch Raubmörder.

(Was ich hier erzählt habe, ist erfunden, also nicht wahr in dem Sinne, dass es sich zugetragen hätte. Aber es könnte wahr sein, und alles, was wahr sein könnte, ist in einem gewissen Sinne wahr. Die Anregung zu meiner Geschichte gab mir ein weit zurückliegendes Erlebnis. Ich spielte seinerzeit mit einem feingebildeten Herrn öfter Billard. In den Pausen unseres Spieles unterhielten wir uns über philosophische Fragen. Eines Tages wurden Unregelmässigkeiten, die er sich in seinen

Fortsetzung Seite 11

mehr aus der früheren Mensa-Leidengeschichte) zu entkäften; und Sie wären voll verantwortlich dafür, dass die 5000 Studenten der Uni auf Jahre hinaus keine genügenden Verpflegungsmöglichkeiten hätten.

Und eure Reaktion auf all dies, wertere KSTR-Mitglieder, befriedigt uns ebenfalls nicht. Wir können nicht wissen, ob die von euch gewünschte Kommission irgendeinen Platz, ein Haus, eine Liegenenschaft findet für eine provisorische Essegelegenheit, die ihr ohne Hilfe der Regierung ausbauen könntet, wie es die Basler Studenten getan haben. Die Chancen scheinen nicht gross zu sein; ist dennoch plötzlich eine da, so ersetzt das noch lange keine richtige Mensa. Für die richtige Mensa – provisorisch oder definitiv – wollt ihr vorläufig nichts mehr tun, könnt ihr nichts mehr tun, wie ihr sagt. Und euer von Herrn König übernommenes Argument, »Mit Opposition schadet man der Sache mehr, als man ihr nützt«, scheint uns nicht mehr stichhaltig zu sein nach 3jähriger Appeasementpolitik ohne Erfolg. Wir meinen: der Moment, zur studentischen Selbsthilfe zu greifen (so wie jeder Interessenverband, da es sonst niemand tut, seine Interessen vertritt), ist gekommen. Diese Selbsthilfe könnte nicht auf dem Wege, wie ihn andere Interessengruppen begehren, verwirklicht werden; dazu haben wir zu wenig Geld. Sie könnte aber durch eine Strassendemonstration, in welcher die Öffentlichkeit auf die katastrophalen Zustände aufmerksam machen, in welcher wir einen Erziehungsdirektor fordern, der unsere Belange wirklich vertritt und nicht nur davon schwatzt, wirksam sein. Ihr habt den Mut zu einer solchen Demonstration einmal belesen, im Moment scheint er euch (seit der letzten Audienz bei Herrn König) abhandlungsgemäss zu sein. Ihr seid der Überzeugung, dass eine Demonstration erst dann Sinn hat, wenn ihr zugleich mit einer Leistung aufwarten könnt – eben beispielsweise einem positiven oder auch negativen, aber auf jeden Fall 100prozentigen Entscheid jener Kommission. Wie die Basler wollt ihr sagen können: In soundsovielen Monaten, Wochen, Tagen haben wir selbst eine Essegelegenheit aufgestellt, nun soll die Regierung...

Wir möchten euch an das Beispiel Freiburg erinnern: Da haben die Studenten (noch mit anderen und schwerwiegenden Gründen als wir hier in Zürich) eines Tages die Geduld verloren und haben demonstriert. Sie haben heute eine von der Regierung bezahlte provisorische Mensa. Glaubt ihr nicht, dass die heillose Wurstelei, in welcher sich die langfristige Zürcher Hochschulplanung befindet, deren momentan stärkster Effekt die Mensaverschleppung ist, Grund genug sein könnte, der Öffentlichkeit einmal demonstrativ zu berichten, wie es steht? Ihr habt den Glauben an Herrn Erziehungsdirektor König und seine Versprechun-

gen offenbar noch nicht verloren – wir begreifen das nach allem Geschehenen nicht.

Und jetzt?

Einige Chancen, dass wir trotz allem eine Mensa erhalten, bestehen natürlich. Erstens: Erziehungsdirektor König tut einmal etwas, kann einmal etwas tun. Die Möglichkeiten seines Tuns innerhalb nützlicher Frist sind in diesem Artikel beschrieben. Zweitens: Die Studenten tun etwas für die Mensa (die vorgesehene Kommission soll ja nichts für die Mensa tun, sondern ausserhalb der bestehenden Projekte weitere Möglichkeiten für Lokale suchen, was eine Mensa nicht ersetzt.) Morgen Donnerstag, 9. Dezember, ist die vom KSTR einberufene ausserordentliche Sitzung des GSTR. Am GSTR wird es sein, dem KSTR Weisungen für sein Verhalten zu geben. Er kann entscheiden zwischen den Möglichkeiten: weiterhin Appeasement oder Opposition, das heisst konkret: eine Kommission wie beschrieben oder eine Demonstration wie beschrieben (beides zusammen geht natürlich auch). Wir möchten allen GSTR-Mitgliedern ans Herz legen, sich Ihre Stimmabgaben wohl zu überlegen. (Im übrigen: Die Sitzung des GSTR ist öffentlich, jedermann kann sie besuchen. Sie findet statt: morgen Donnerstag, den 9. Dezember, um 12.30 im Auditorium 119 der Universität, Hauptgebäude, und dauert maximal bis 14.00. Bleibt zu sagen: Kommt und hört! Oder: Kommt und gebt eurer Stimmung Ausdruck!)

Die anderen Chancen für die Verwirklichung einer Mensa – ohne radikale Selbsthilfe der Studenten – sind gering. Prof. Ronner hat seit der letzten Sitzung vom 11. November nichts mehr vom Regierungsrat gehört. Architekt Frey bekam mündlich den Auftrag, an seinem 4-Millionen-Projekt weiterzuarbeiten – ohne über die entsprechenden Kredite zu verfügen für die detaillierte Ausarbeitung der Pläne und Kostenvorschläge. Die Hoffnung auf die zu Beginn des Jahres 1966 eintreffenden Bundesbeiträge zu Hochschulzwecken ist vorläufig noch nicht untermauert; zwar soll der Kanton Zürich 8 Millionen Franken zu Universitätswirken erhalten, einen Modus zur Auszahlung dieser Gelder haben die schweizerischen Kronjuristen bis heute aber noch nicht gefunden. (Es geht um die Frage: Müssen Projekte über 3 Millionen, auch wenn die Gelder vom Bund stammen, vor das Volk oder nicht, resp.: Wie ist der Terminus »zu Universitätswirken« zu interpretieren?)

»Wo sollen die Uni-Studenten von morgen essen?« haben wir im letzten zürcher studententk gefragt. Wir fragen jetzt: Ist am ständig betonten guten Willen von Erziehungsdirektor König wirklich etwas dran? Und: Sind die Studenten von heute fähig, ihre Interessen voll und ganz zu wahren, in Sachen Mensa, für die nähere und spätere Zukunft? Wir sind gespannt.

Dank eines Studenten an Prof. Dr. Hans Pallmann Präsident des Schweiz. Schulrates

Die ganze Schweiz, die ETH, besonders aber auch wir Studenten haben einen grossen Mann verloren: unser Schulratspräsident, Herr Prof. Dr. Hans Pallmann ist uns am 12. Oktober mitten aus seiner Arbeit entrissen worden.

Obwohl wir Studenten ihn kaum je zu Gesicht bekommen haben, obwohl wir die Überfülle seiner Arbeit kaum ermessen können, wissen wir doch, dass sich da jemand in beispielhaftem Einsatz für seinen Auftrag, seine Schule, für seine Studenten aufgeopfert hat. »Seine Lebensweise gleich einer Kerze, die an beiden Enden brennt«, hat er einmal gesagt – es gilt in erhöhtem Masse für ihn selbst.

Prof. Pallmann wurde am 21. Mai 1903 in Frauenfeld geboren. Nach seiner Jugendzeit als Waise bei einer Tante in Wädenswil, nach der landwirtschaftlichen Schule in Cernier, folgt dann die Karriere an der ETH: Studium, Assistent, Professor, Abteilungsvorsteherschaft, Rektorat und schliesslich – während 17 Jahren – das Präsidium des Schweizerischen Schulrates.

Zahllos sind die Institutionen, deren immer geschätztes und unermüdetes Mitglied er war. Hier seien bloss erwähnt: der Forschungsrat des Nationalfonds, bei dessen Gründung er entscheidend mitgewirkt hat, die wissenschaftliche Kommission des Bundes und der neu eingesetzte Wissenschaftsrat.

Sein voller Einsatz aber galt der ETH, deren Entwicklung auch im nächsten Decennium und darüber hinaus den Stempel seiner Persönlichkeit tragen wird. Das Hochschulzentrum auf dem Höggerberg, zu dem in einer zweiten Etappe auch eine in der Schweiz einmalige Studentensiedlung gehören wird, ist eine nationale Tat, die mit dem Namen Hans Pallmann untrennbar verbunden ist.

Wenn wir hier die Studentensiedlung erwähnt haben, so ist dies keine studentische Vermessenheit, die die eigenen Wünsche und Ziel oben stellt. Nein – Herr Prof. Dr. Pallmann hat den organisatorischen Aufbau unserer Hochschule nie als eine starre Hierarchie verstanden: so umfangreich seine Arbeit für die Förderung der Wissenschaft in der Schweiz auch war, welche Riesenkräfte die Entwicklung der ETH zu einer Hochschule unserer Zeit auch von ihm verlangte, immer fand er Zeit und Anteilnahme, wenn er einem Studenten helfen konnte.

Ja, seine eigene Güte, sein Glauben an das Gute im Mitmenschen haben ihm gar den Vorwurf eingetragen, er sei zu freundlich, zu wenig entscheidend.

Immer aber haben die Studenten davon profitiert. Ihm ist mitzuverdanken, dass das Stipendienwesen auf eine breitere Basis gestellt wurde, er war massgebend an der Schaffung einer Reihe von Wohlfahrtsinstitutionen beteiligt, die helfen,



den Studenten finanziell zu entlasten. Ein Student war für ihn keine Nummer, sondern ein Mensch, für den er sich immer wieder als Mittler gegenüber Lehrkörper und Behörden einsetzte.

Der Ausbau der Hochschule, neue Institute, 94 neue Professuren, die grosse Vermehrung der Assistentenstellen, dies alles war in erster Linie dazu da, die Studienmöglichkeiten für die Studenten zu verbessern.

So legte er stets Gewicht auf die Unterrichtstätigkeit der Professoren, auf die Eignung als Lehrer und nicht allein als Forscher.

Wenn wir heute um unsern Schulratspräsidenten, Herrn Prof. Dr. Hans Pallmann, trauern müssen, so haben wir andererseits aber zu danken, dass dieses grosse Werk geschaffen werden durfte.

Mögen die eidgenössischen Räte die Botschaft über den Ausbau der ETH als das erkennen, was es durch den allzu frühen Tod Prof. Pallmanns geworden ist: das Vermächtnis eines guten Menschen und eines bedeutenden Schweizer unserer Zeit.

Sergio Pellegrini

AARAU ARBON AROSA ASCONA AU/SG BADEN BASEL BELLINZONA BERN
BIASCA BIEL BRIG BRISSAGO BULLE CHATEL-ST-DENIS CHIASSO CHUR
COUVET CRANS DAVOS DÜDINGEN FLAWIL FLEURIER FRAUENFELD FRIBOURG
GENÈVE GLATTBRUGG GRINDELWALD INTERLAKEN KLOSTERS KREUZ-
LINGEN LA CHAUX-DE-FONDS LAUSANNE LICHTENSTEIG LIESTAL LOCARNO
LUGANO LUZERN MARTIGNY MENDRISIO MEYRIN MONTANA MONTHEY
MONTREUX MÜRREN MUTTENZ NEUCHÂTEL NYON OLTEN PESEUX PRILLY
RAPPERSWIL REGENSDORF RORSCHACH RÜTI ST. GALLEN ST. MORITZ
SCHLIEREN SIERRE SION SOLOTHURN THUN VERBIER VEVEY VISP WENGEN
WETTINGEN WETZIKON WIL WINTERTHUR WOHLLEN YVERDON ZERMATT
ZOLLIKON ZÜRICH

Für alle Bankgeschäfte

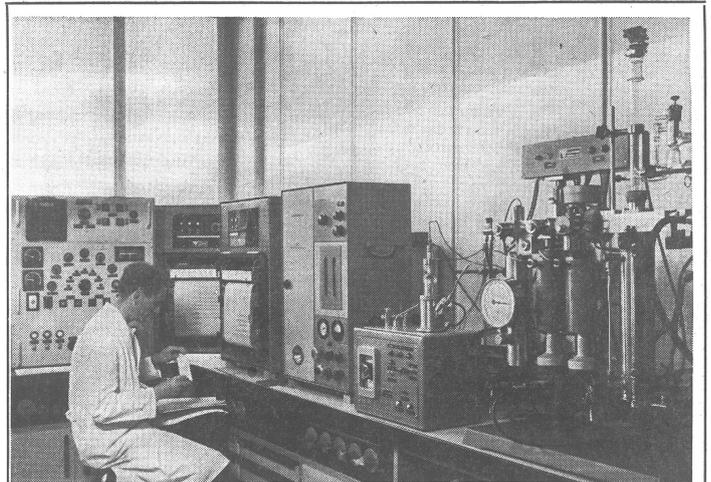


Schweizerische BANKGESELLSCHAFT

Union de Banques Suisses

Vertreterbureau in New York

Korrespondenten in der ganzen Welt



Wissenschaftliche Forschung
und praktische Technik –
in den Sulzer-Produkten
sinnvoll verbunden

Ausgewählte Werkstoffe, materialgerechte Bearbeitung und hohe Genauigkeit der Teile ergeben beste Maschinen und Apparate. Wissenschaftlich überwachte Fabrikation verwirklicht den Fortschritt im hochstehenden Sulzer-Produkt.

SULZER

Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft
Winterthur

Wollen Sie nicht mal nach Prag fahren?

Am Samstagnachmittag auf den Wenzelsplatz, das Geschäftszentrum Prags, gestellt, gelänge es Ihnen vielleicht nicht so schnell herauszufinden, in welcher Stadt und wo in der gemässigten Zone Sie sich befinden, denn man flaniert wie anderswo, lacht und plaudert miteinander, stösst Kinderwagen vor sich her, guckt in die Schaufenster und lässt sich von einer Menge treiben, die auf den ersten Blick nicht gar so international, auf den zweiten aber ebenso vielfältig ist. Die Frauen tragen – wie anderswo – mit gespielter Nachlässigkeit ihren Mantel leicht geöffnet, Mantelknöpfe scheinen auch hier überflüssig zu sein. Wenn die Frage nicht so schwierig auszusprechen wäre, hielte ich aus lauter Neugierde nicht damit zurück: »Nemrznate, slečna?« – »Haben Sie nicht kalt, Madame?« Und würde mit einem anerkennenden Lächeln den Blick von ihren Augen bis etwa zur Gürtellinie hinuntergleiten lassen. Denn es ist Frühherbst, die Blätter beginnen, bereits angegilbt, zu fallen, die Männer tragen wieder Hüte und gehen irgendwie verdrossen neben ihren mit Taschen und Einkaufsnetzen beladenen Gattinnen einher – genau wie anderswo. Ein kleines Geräuschchen aber, das nichtige Plappern von hohen Absätzen, tönt anders, das rasche Pizzicato klingt hier unregelmässig; vielleicht könnten Sie daran die alte Stadt Prag erkennen, denn das Kopfsteinpflaster dieser Stadt ist nicht von heute und schon gar nicht geeignet für feine Damenschuhe. Getragen werden sie trotz allem, man will sich eben kleiden – wie anderswo.

Morgens nach fünf Uhr beginnt das Leben in den Strassen Prags, man geht zu Fuss oder fährt mit der Strassenbahn zur Arbeit; die wenigen mit einem eigenen Wagen kennen keine Parkplatzorgen. Auch in Stosszeiten trifft man auf den Trottoirs den dichtesten Verkehr, Fussgänger und Tramwagen beherrschen das Strassenbild. Natürlich dürfen Sie mich nicht missverstehen: der Autovekehr ist gross, müsste aber, an unsern Verhältnissen gemessen, für diese Millionenstadt mit den schmalen Strassen geradezu erschreckend sein. Der Preis und der miserable Treibstoff halten die Zahl der Wagen in engen Grenzen. Man geht deshalb zu Fuss oder benutzt das Tram auf dem Weg zur Arbeit in die staatlichen Betriebe – jeder, sei er nun Kellner oder Buchverkäufer, ist hier Staatsangestellter. Was dies bedeutet, zeigt vielleicht folgendes kleine Beispiel: In einem Restaurant verteilen wir kurzerhand das für irgendwem bereitgestellte Dessert unter uns und bezahlen es sofort. Der Kellner schimpft pro forma und verschwindet dann, um sich den Buckel voll zu lachen. Für ihn ist die Hauptsache, dass das »Plan-soll« an Torte erfüllt ist – auf welche Weise, ist ihm schnuppe.

Vielorts trifft man auf berufstätige Frauen. Als Billeteuse oder Weichenstellerin bei der Stras-

senbahn, auf dem Baugerüst oder beim Strassenbau, überall legt sie Hand an, trägt wie der Mann eine Ueberkleid und flucht nicht selten auf die gleiche Weise. Gearbeitet wird von 6 bis 15 Uhr mit einer kurzen Mittagspause; man hat am späten Nachmittag Zeit, um einzukaufen, und geht vielleicht am Abend aus. Die Veranstaltungen beginnen meist schon um halb acht. Im Theater- und Konzertleben wird eine Fülle geboten, die vom Glanz dieser alten Kulturstadt zeugt: 7 Schauspielbühnen, 3 Opernhäuser neben 3 Konzertsälen, 2 Operettenbühnen, 10 Kinos und 4 Bars mit Programm. Nach halb zwölf wird kein Bier mehr ausgeschenkt, ausser in 2 Lokalen, die bis 3 Uhr geöffnet halten.

Das ist aber keine Stadt von heute, wo die Theater zahlreicher sind als die Bars, wo Hauptstrassen um zwölf wie ausgestorben sind und in fahlem Strassenlampendämmerlicht – uralte und abenteuerlichsten Formen aufweisende Kandelaber – versinken. Diese Stadt ist stehengeblieben auf der Stufe der Vorkriegszeit – oder eher noch der 20er Jahre. Nicht nur zu ihrem Nachteil, denn gerade das ist es ja, was uns an Prag so begeistert: diese echte Altertümlichkeit, dieses natürliche Stadtleben von gestern. Da finden sich keine Bauten in modernstem Stil, die die prächtigen Renaissancefassaden unterbrechen, kein schlanker Zweckbau stört die Behaglichkeit einer Flucht von Bürgerhäusern, kein grelles Neonlicht vertreibt den Zauber aus diesen alten Strassen. Prag ist vielleicht die einzige Stadt, deren Wille zur Erhaltung des Stadtbildes derart nachgelebt wird. Im Moment, könnten wir sagen, ist es die Stadt der Baugerüste – überall werden die Fassaden restauriert; riesengross müssen die staatlichen Ausgaben sein, um diese Stadt als Museum aller europäischen Kultur zu erhalten. Ob aber kulturelle Ehrfurcht oder propagandistischer Ehrgeiz als Triebfeder wirkt, kann so eindeutig nicht beantwortet werden.

Was haben denn die Leuchtreklamen am Wenzelsplatz zu bedeuten, da ja in der kommunistischen Wirtschaft kein Konkurrenzkampf stattfindet? Diese sollen einem Bedürfnis des tschechischen Arbeiters entsprechen, der, durch westliche Filme »verdorben«, dies als Zeichen des guten Lebens betrachtet. Und es geht ihm hier in Prag wirklich besser als anderswo, deshalb findet er sich damit ab. Er kann sich, natürlich im Interesse des Regimes, einen Fernsehapparat leisten, kann ohne Schwierigkeiten jede Art Lebensmittel einkaufen, muss allerdings für seine Bekleidung sehr viel bezahlen. Er zeigt, nachdem er vorsichtig die Situation geprüft hat, zum Stalinendekmal hinauf, von dem nur mehr der Sockel vorhanden ist: »Das war einmal – vielleicht können wir das auch mal von diesem Regime sagen.«

Dass Sie kein Tschechisch verstehen, soll Sie nicht davon abhalten, Prag zu besuchen; die mei-

sten Leute über 30 sprechen etwas Deutsch – und auf ganz unaufdringliche Weise hat sich Ihnen jemand angeschlossen, der für Sie eine Stunde offen, um Ihnen das Naheliegendste zu erklären. Dies kann folgendermassen geschehen: Sie stehen vor dem Altstädter Rathaus, Photoapparat und Prag-Führer in der Hand, und suchen nach einem geeigneten Blickwinkel für eine Aufnahme. Da spricht Sie jemand an, ob Sie Englisch oder welche Sprache Sie sprechen; mag sein, dass es ein einfach gekleideter Mann von etwa fünfzig Jahren ist. Die Frage, ganz höflich an Sie gerichtet, bildet eigentlich nur den Anknüpfungspunkt, denn er hat schon längst am Einband des Reiseführers entdeckt, dass Sie Deutsch sprechen. Wenn Sie ihm dann sagen, dass Sie Schweizer sind, überschüttet er Sie mit einer Fülle von Erklärungen, führt Sie mit einer für uns kaum verständlichen Begeisterung von Punkt zu Punkt – und meist sind es nicht diejenigen aus dem Reiseführer, sondern unbekanntere, kostbarere. »Jeder Prager ein Reiseführer!« könnte man formulieren. Bieten Sie ihm auf jeden Fall eine Zigarette an oder schenken Sie ihm gerade das ganze Päckchen, denn er bezahlt soviel wie für ein Mittagessen. Er zeigt Ihnen, wo Franz Kafka geboren wurde und durch ein halberblindes Fenster in den dunklen Raum der St.-Niklaus-Kirche blicken konnte, führt Sie zu den wunderbarsten romanischen und gotischen Bauten des Altstädter Ringes, weist Ihnen den Weg durch einen Lagerschuppen direkt in eine Kirche hinein, macht Sie auf die kleinen Dreierfenster aufmerksam, die auf eine Bauverordnung des Mittelalters zurückgehen, und kennt sich in der Geschichte aus, dass Sie nur so staunen.

Es kann auch geschehen, dass Sie an jemand anderen geraten, der Ihnen demonstrieren will, was er noch alles kann, der Ihnen ein Goethe-Gedicht zitiert oder englische Witze, noch an der Front aufgeschnappt, erzählt und den nur die allzuvielen Leute, die auf den Beginn eines öffentlichen Militärkonzertes warten, daran hindern, den Prolog des Macky Messer aus der Dreigroschenoper zu singen. Er begnügt sich damit, ihn auf dem gleichen Ton, ungefähr auf dem eingestrichenen Fis, zu intonieren. Er bietet sich an, Ihnen den ganzen Nachmittag zu widmen. Sie zerbrechen sich vielleicht den Kopf, ob Sie ihm folgen sollen und, wenn ja, womit Sie sich erkenntlich zeigen können. Verschenken Sie Zigaretten und den Kindern Kaugummi – und Sie sehen ein glückliches Leuchten über die herben Gesichter ziehen.

Wir wissen viel zuwenig über das Leben in den Oststaaten und müssen auch nach einem solch kurzen Einblick vorsichtig sein, darüber zu urteilen. Vor allem aber geht es nicht an, die allgemeine übliche ablehnende Haltung gegenüber einem Kontakt mit kommunistischen Ländern einfach bedenkenlos anzunehmen, denn dies hiesse den Kopf in den Sand stecken. Wenn sogar Redner an der Maturafeier solchen Denkschablonen verfallen, mahnt dies in vermehrtem Masse zur Vorsicht.

Soll ich Ihnen noch von der »Brücke der Intelligenz« erzählen, die als moderne kilometerlange Eisenbahnbrücke nur langsam befahren werden darf, weil sie die Erschütterungen nicht so gut erträgt – oder von den Bauerndörfern, kahl und staubig, mit mindestens einem Lautsprecher an zentraler Lage, womit Ernteergebnisse oder Anbau-befehle durchgegeben werden? Was Sie denn als Souvenir mit nach Hause nehmen sollen, fragen Sie mich: Ein Photobuch, eine Schallplatte, z. B. »Die Moldau« von Smetana oder einen Prager Schinken, vielleicht eine Flasche Silovovitz – oder... aber diese kann man eben nicht kaufen.
Jakob Knau

Flüsterwitze aus Prag

Dass immer noch etwas vom einzigartigen Geist des braven Soldaten Schwejk lebendig geblieben ist, zeigt nicht nur Staatspräsident Novotny, der alle über ihn gemachten Witze sammelt, sondern auch die Durchschnitts-Prager von heute:

Hörerfrage an Radio Erevan: »Genosse Radio-onkel, worin liegt eigentlich der Unterschied zwischen Kapitalismus und Kommunismus?« Antwort: »Genosse Radiohörer, im Kapitalismus beutet der eine den andern aus. Im Kommunismus ist es gerade umgekehrt.«

»Genosse Radioonkel, stimmt es, dass ich auf dem Roten Platz beischlafen kann?« Antwort: »Doch Genosse, du kannst. Aber bedenke, man wird versuchen, dir mindestens 100 technische Ratschläge zu geben.«

Hörerfrage: »Könnte man den Kommunismus in der Schweiz nicht noch mehr verbreiten?« Antwort: »Aber, Genosse, wo denkst du hin? Natürlich kann man unser System überall verbreiten. Wäre das aber nicht sehr schade um ein so schönes Land?«

Ein Russe und ein Amerikaner treffen sich in Prag. Iwan Iwanowitsch erklärt, wie er in Moskau sein Auto gekauft hat. »Ich habe 15 Jahre lang nur die Hälfte gegessen und dafür das Geld gespart. Dann habe ich ein Anmeldeformular ausgefüllt. Nach nur 2 Monaten schon gab der Unterssekretär unseres Kollektivs seinen Stempel darauf. Jetzt kam das Papier zum Sekretär, von dort zum Obersekretär. Das ging wirklich rasch, ein halbes Jahr nur. Dann ging ich direkt zum Sowjet unserer Stadt, der mir die Bewilligung erteilte, dass ich mein Geld abheben dürfe. Schon ein Jahr darauf konnte ich mich in die Warteliste des Autoverkäufers eintragen und...« Jimmy Smith, so hiess der Amerikaner, riss die Geduld. »Aber nein, bei uns ist es anders. Ich gehe mit meinem halben Monatslohn ins Autogeschäft, zahle und nehme sogleich mein Auto mit.« »Aber Mensch«, schreit Iwan Iwanowitsch, »was für ein unkontrolliertes Chaos!«

Die Dissertation

Aufgabe am Schluss Ihres erfolgreichen Studiums, soll das Thema in klarer, übersichtlicher Form darstellen.

Vertrauen Sie die Druckerarbeit einem Schweizer Fachmann mit mehr als 20 Jahren Erfahrung an. Er berät Sie über die präsentabelste und günstigste Lösung.

Bei Einsendung des nachfolgenden Coupons erhalten Sie sofort unverbindlich nähere Unterlagen und auf Wunsch einige Muster-Dissertationen.

Juris-Druck, Dr. H. Christen

Basteiplatz 5, 8001 Zürich

Tel. 27 77 27

Ich wünsche unverbindlich weitere Details/Muster-Diss.

Name: _____

Vorname: _____

Wohnort: _____

Kanton: _____

Strasse: _____

Fakultät: _____

(bitte in offenem Couvert mit 5 Rp. frank. zustellen)



ARISTO STUDIO

Klares, übersichtliches Teilungsblid
 Große, deutliche Skalenbezeichnung
 Versetzte Skalen CF/DF/CIF
 Kehrwertskalen CI/CIF
 6 Exponentialskalen
 Dauerjustierung der Skalen
 Gleichbleibender Zugangang
 Rutschfeste Gummlauflagen
 Unzerbrechliches ARISTOLEN-Etui

DENNERT & PAPE · ARISTO-WERKE · HAMBURG

Ertragen Sie eine mitunter unbequeme Zeitung ?

ein kampffreudiges Organ, das uns Schweizer durch unverblümbte Kritik und lebendige Fragestellung am Einschlafen hindert? ...

ein Blatt, welches durch zum Teil unbequeme Beiträge immer wieder Ihr Urteil herausfordert? ...

eine unabhängige Presse, welche wohl informiert und interpretiert, aber von Ihnen erwartet, dass Sie sich selber eine Meinung bilden? ...

eine im ursprünglichen Sinne liberale Zeitung, die unserer Freiheit dienen will, indem sie — mit Verantwortung — von dieser Freiheit ausgiebig Gebrauch macht; die lebendige Auseinandersetzung fördert und Vorurteile, Gleichmacherei und Intoleranz bekämpft? ...

ein Blatt auch, dessen Redaktoren nicht an geistigem Hochmut kranken und frei von sturem Ernst (bei aller Ernsthaftigkeit ihrer Anliegen) eine amüsante, farbige und witzige Zeitung schreiben?

Ja?

Die »Zürcher Woche« sucht Sie!
Die »Zürcher Woche« braucht
denkende Leser!

Ich abonniere die
»Zürcher Woche«
für das Jahr 1966 zum

Sympathiepreis für Studenten

(Fr. 15.— statt Fr. 22.— = 31,8% Rabatt)

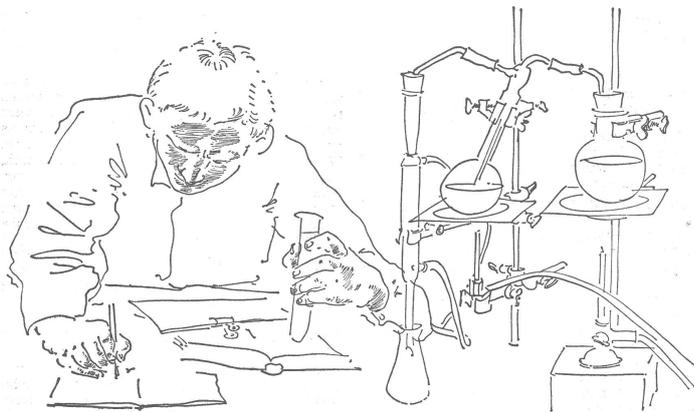
Frl./Herr: _____

Strasse: _____

Ort mit Postleitzahl: _____

Bitte einsenden an Zürcher Woche, Postfach, 8027 Zürich

C I B A



Für hochwertige chemische Spezialitäten —
Heilmittel, Farbstoffe,
Textilapplikationsprodukte, Kunststoffe,
Schädlingsbekämpfungsmittel,
photochemische Produkte —
bürgt die weltweite Forschung der CIBA

»Nur die Lumpe sind bescheiden!«

Zu dieser Erkenntnis hatte sich weiland schon Hofrat Goethe in hehrer Unbescheidenheit bekannt. Und dieser gleichen, nach ihrem Ursprung klassisch zu nennenden Einsicht war offensichtlich auch die »Tagwacht«-Redaktion verfallen, als sie den Delegierten am Berner Parteitag der schweizerischen Sozialdemokratischen Partei in ihrem Blatte den folgenden Genossenruss entbot: »Allen Ignoranten, chronischen Nörglern, Besserwissern und Bierischpolitikanten zum Trotz: Was der demokratische Sozialismus bis anhin erkämpfte, darf sich fürwahr sehen lassen. Und die Kraft, die er als grösste Freiheitsbewegung der Geschichte auströmt, ist in unserer Zeit des Umbruchs nötiger denn je.«

Leider hat dann der gleiche Redaktor mit seiner vom Zaun der politischen Stimmungsmache gerissenen Chaudet-Resolution dafür gesorgt, dass nach dem Parteitag die eigentliche Kongressarbeit in den Pressekommentaren und in der öffentlichen Beachtung reichlich zu kurz gekommen ist. Für eine Bewegung, die nach ihren eigenen Aussagen »eh und je den Fortschritt auf sozialem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet auf ihre Fahnen geheftet hat«, ist es mehr als peinlich, wenn von ihrem Parteitag im öffentlichen Gedächtnis nur die Erinnerung an eine verspätete Stinkbombe gegen ein Regierungsmitglied haften bleibt.

Holen wir kurz nach, was die »grösste Freiheitsbewegung der Geschichte« an ihrem Parteitag sonst noch aufzuweisen hat: Sie legte, so stand es in der Zeitung zu lesen, die »Richtlinien der SPS in der Konjunktur-, Struktur- und Wachstumspolitik« neu fest. Nach den Aussagen

der roten Parteipresse genehmigte der Parteitag ein »realistisches und kühnes« Programm, das eine »Neuorientierung der schweizerischen Wirtschaftspolitik« bezweckt — ein »Kampfprogramm«, das allen Schweizern »allgemeinen Wohlstand und Freiheit« sichern will.

Was enthält, bzw. verlangt es nun, dieses »Kampfprogramm«? Halten wir fest:

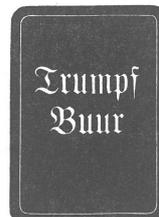
- vermehrte und systematische Planung und Schaffung einer eidgenössischen Forschungsstelle für Planung;
- Stärkung der Interventionsfähigkeit der Zentralgewalt;
- Ausbau der verfassungsmässigen Grundlagen für wirtschaftspolitische Massnahmen;
- Ergänzung des interventionistischen Instrumentariums der Notenbank;
- schärfere und direktere Beeinflussung der Kreditfähigkeit der Banken durch Festsetzung maximaler Kreditwachstumsraten und von Kreditprioritäten;
- Neuordnung der Finanz- und Steuerpolitik im Sinne der schär-

feren Progression für die höheren Einkommen.

Der gemeinte Leser fragt sich, was das wohl alles mit Freiheit zu tun hat, was hier an staatlichen Massnahmen, Interventionen und Eingriffen ausgekocht werden soll. Unwillkürlich erinnert man sich an den Ausspruch von Altmeister Robert Grimm, dass Kommunismus und Sozialismus das gleiche Ziel hätten und sich nur in den Methoden unterschieden. Freiheit? Wer's glaubt, zahlt einen Batzen.

Auch das angekündigte Anziehen der Steuerschraube dient sicher nicht der Freiheit des Bürgers. Der Spruch von der »schärferen Progression für die höheren Einkommen« ist die alte Platte, die auf den Neid spekuliert und von niemandem mehr ernst genommen wird, der zu sehen kann, wie die sozialdemokratischen Regierungen im Norden, um ihrer Wirtschaft auf die Beine zu helfen, gezwungen sind, die direkten Steuern ab- und die Umsatzsteuern auszubauen. Der Staat kann nichts ausgeben, was er nicht zuvor seinen Bürgern weggenommen hat. Mit jedem Franken, den er uns wegnimmt, nimmt er auch die Freiheit weg, über den Franken nach eigenem Gutdünken zu verfügen.

Die schweizerischen Sozialisten wollen — das ist der nüchterne Schluss aus ihrem Kampfprogramm — die einmalige Chance nützen, die ihr die interventionistischen Konjunkturbeschlüsse des Bundes eröffnet haben. Je rascher man das einzieht, umso besser. In diesem Lichte erscheint der Titel »Grösste Freiheitsbewegung der Geschichte« als ein selbstgewählter Heiligenschein, der nicht gerade von Bescheidenheit zeugt. Diese steht ja — immer nach Hofrat Goethe — ohnehin nur den Lumpen zu.



Mir gor das Blut...

Rede von Herrn Nationalrat Prof. Marcel Beck vor der vereinigten Bundesversammlung anlässlich der Bundesratswahl vom 8. Dezember 1965

Herr Präsident,
Herr Bundespräsident,
meine Herren Bundesräte,
meine Herren Kollegen,

»Mir gor das Blut, die Galle regte sich. / Ich sprach: Jetzt, Hutten, schillt', sonst tötet's dich.«

Diese Worte legte unser Schweizer Dichter, C. F. Meyer, Ulrich von Hutten in den Mund. Sie sind für mich das Motto zu dem, was ich Ihnen, meine Herren, heute zu sagen habe.

Der Satz, wonach, wer schweigt, einverstanden zu sein scheint, fände im gegenwärtigen Augenblick eine verhängnisvolle Anwendung, wenn sich niemand in dieser hohen Versammlung vorwagen würde, um gegen die Art und Weise zu protestieren, in der heute ein Bundesrat nach den seltsamen Regeln der sogenannten Zaubersformel gewählt werden soll. Denn im Parlament muss das offen gesprochene Wort zu seinem Recht kommen. Die geheime Abstimmung, die zwar einen anonymen Protest erlaubt, hat vor dem Volk, das wir vertreten, weit weniger Gewicht.

Meine Bemerkungen - ich möchte dies ausdrücklich betonen - gelten nicht den persönlichen Qualitäten des einzigen vorgeschlagenen Kandidaten, dessen Eignung oder Nichteignung zum Bundesrat von mir nicht zur Diskussion gestellt wird. Was mir bedenklich erscheint, ist der Umstand, dass ein Parteivorstand heute praktisch in der Lage ist, zu bestimmen, wer in die oberste Landesbehörde einzutreten soll. Die sogleich hier vorzunehmende Wahl ist blosses Formsache geworden, Routinegeschäft trotz der Bedeutung, die ihr zukommt. Von den übrigen in die Regierung sich teilenden Parteien muckte jedenfalls keine gegen den Beschluss der BGB, der in farblos Selbstverständlichkeit gefasst wurde. Derartiges Entgegenkommen dürfte später einmal höchst wahrscheinlich mit grösster Nachsicht kompensiert werden. Wir stehen schon mitten drin in der verhängnisvollen Entwicklung auf einen Zustand hin, da die Parteien stillschweigend vereinbaren, die vorgeschlagenen Kandidaten einander liebevoll zu genehmigen, vorausgesetzt, dass die geheiligte Verteilerformel, die den ausgewiesenen Anspruch vorschreibt, unter allen Umständen eingehalten wird. Es ist, als herrsche hier jenes völlig unpolitische Geben und Nehmen, dessen Wesen der Volksmund am besten mit dem Sprichwort umschreibt: »Gib du mir die Wurst, so lösch ich dir den Durst.« Darf man in kleinen Dingen des Alltags ein derartiges Verhalten vielleicht wohlwollend übersehen, so weiss ich eben menschlich, allzumenschlich ist, so gewiss nicht anlässlich der Wahl des Bundesrates, die zu den verantwortungsvollsten Aufgaben im Staate gehört.

Es wird nämlich, so wie die Dinge heute liegen, der Wahlakt mechanisiert und damit im tiefsten entwürdigt. Bundesräte gehen nicht mehr aus einer echten, das heisst streng und unnahezu prüfenden Wahl hervor, wenn wir beim Stil der Zaubersformel verharren. Dieses Scheinwahlverfahren gleicht vielmehr dem Mechanismus eines Münzautomaten, in den die grösseren Parteien je zweimal, die kleinere BGB jedoch nur einmal einzuwerfen braucht, um zum gewünschten Bundesratsessel zu gelangen. Unsere ohnedies zähl-

sige und sehr wenig dramatische Politik verliert damit noch ihre letzte Spannung. Gewiss, der Wahlakt verläuft nach den Regeln der Zaubersformel reibungslos, gleichsam wie eine bestens gewartete und geölte Maschinerie, und dies mag vielleicht den vielen Propheten einer integralen Nüchternheit unseres politischen Systems recht gut in den Kram passen. Man schätzt die daraus sich ergebende Sicherheit, die auch das kleinste Wagnis ausschliesst. Offensichtlich ist jedoch, dass solche Politik jeden wahrhaft menschlichen Reiz verliert. Der leere Automatismus derartiger Methoden stösst das Volk dort, wo er Anwendung findet, von der Teilnahme an der Politik ab, die wiederum zu den unabhängigen Voraussetzungen der wahren Demokratie gehört. Wenn die Wahl unserer obersten Landesbehörde zu derart geistlosem Betrieb wird, dann wundere sich niemand darüber, dass das Interesse des Volkes für die Dinge der Öffentlichkeit in jenem erschreckenden Tempo abnimmt, das heute überall zu beobachten ist.

Am Parlament wäre es, einen vom Proporzdenken und vom ängstlichen Festhalten an Machtpositionen diktierten Einvorschlag deshalb abzulehnen, weil es sich wichtigster Entscheidungsfunktionen begibt, wenn es sich von einer einzigen Parteileitung den Marsch blasen lässt. Anlässlich der Wahl von Herrn Alt-Bundesrat Wahlen flakerte vor sieben Jahren zwar der Wille zum echten Entscheid noch einmal auf. Inzwischen sind alle Grossparteien in die Regierung aufgenommen worden, und es scheint, dass damit die Kräfte der Trägheit über die letzten Reste eigenössischer Dynamik Herr werden sollen. Ein an die bösesten Zeiten der Schweizer Geschichte gemahrender Erstarrungsprozess breitet sich in unserm Parlament aus, dessen lähmende Wirkung auch die schweizerische Öffentlichkeit ganz allgemein nicht verschonen wird.

Angesehene Politiker der allein zum Zuge gelangenden BGB, die während Wochen ohne Dementi es zulassen, dass sie von der Presse als vielversprechende Bundesratsanwärter vorgestellt wurden, fanden im entscheidenden Moment den Mut nicht, ihre Kandidatur vor der auf geistloser Disziplin beharrenden Parteileitung aufrechtzuerhalten. Damit gaben sie das lamentable Beispiel jenes unechten Gehorsams, hinter welchem sogar die berechtigtesten Forderungen der Persönlichkeit zurückzutreten haben.

Wo man hinschaut, gewinnt man den Eindruck, als würden sich die Politiker vor dem Mechanismus eines ein für allemal festgesetzten Verteilers - eben der Zaubersformel - beugen, und zwar nur weil sie der festen Überzeugung sind, in dieser Formel die absolute Gerechtigkeit und damit auch der Wahrheit letzten Schluss gefunden zu haben, zugleich aber auch, wie man ehrlicherweise zugeben muss, eine sichere Garantie für einmal erreichte Positionen.

Da vor einer Bundesratswahl im Plenum keine Diskussion stattfindet, konnte Professor Beck am Mittwoch vor der vereinigten Bundesversammlung lediglich eine persönliche Erklärung abgeben, die fünf Minuten nicht überschreiten durfte. Er musste deshalb auf den Schluss seiner Rede verzichten.
Red.

Rettet die Schweiz vor dem Ersticken

Der Weckruf von Heinrich Schenkel in Nr. 5 verdient auch dann ein Echo, wenn dem Verfasser und dem Leser deutlich ist, dass die aufgeworfenen Fragen nicht im Rahmen eines kurzen Aufsatzes zu beantworten sind. Der Weckruf hält aus echter Sorge, die erkennt, dass unsere Ueberlieferungen mehr als Faulbett denn als Sprungbrett benützt werden. Dies zu ändern, bedarf es einer Grundwelle aus dem Volke, die nicht aus Stimmabstinenz wächst.

Heinrich Schenkel schlägt wesentlich vier Massnahmen vor, zu denen ein paar Gedanken aufzuwerfen seien.

1. Gesamtschweizerische Probleme sollen als solche angepackt werden. Sofern das eine Kampfansage an den Föderalismus bedeutet, ginge der

zen erdauert sind, sehr viel Zeit. Mir scheint, der wunde Punkt liege weniger am Fehlen gesamt-schweizerischer Lösungen als daran, dass alle staatlichen Lösungen dem Abgott Organisation opfern, der von Kommissionen umtanzt und mit Girlanden von Paragraphen geschmückt wird. Organisation aber bleibt erstens tot Buchstabe, wenn sie nicht von lebendiger Gesinnung erfüllt wird, und Organisation ohne Gesinnung neigt zweitens zu Ueberorganisation, die gerne in der Desorganisation einer widersprüchlichen Gesetzeshochflut endet. Die Lösung der grossen Fragen unserer Zeit bedarf nicht zuerst der Institutionen, sondern der gesunden Gesinnung der Bürger.

2. In die Regierungen sollen Leute gewählt werden, die etwas unternehmen. Wir dürfen ruhig

zu oft daran, dass sie die besinnliche Weile finden, die sie zum Grundsatz »Gouverner c'est prévoir« befähigen.

Der Wunsch Heinrich Schenkels setzte voraus, dass die Parteien ihre Kandidaten einzig nach dem Grundsatz »Dem Amte den besten Mann aufstellen, dass sie nicht in falschen Proportionalen wie 2:2:2:1 befangen wären und dass der Bürger tatsächlich wählen könnte - und es auch wägend täte. Nicht der Parteisieg, sondern der Persönlichkeitsieg müsste ihn bei der Wahl leiten. Dieser Gedanke ist im Proporzschema versumpft. Auch wenn wir dem Proporz seine guten Seiten lassen, bleibt sein Uebel, dass er auf die Parteien statt auf die Menschen zugeschnitten ist. Das wächst sich zum Krebsstübel aus, weil im Zeitalter kostspieliger Propaganda nur noch die finanzstarken Parteien den Wahllapparat bezahlen können (wobei es oft interessant wäre zu erfahren, woher die Mittel rühren), wodurch sie monopolisiert sind und nichts zu fürchten brauchen. Die geringen Verschiebungen bei den Wahlen und die Misserfolge der Splittergruppen beweisen das.

Hinzu kommt, dass alle Parteien zur Staatskrippe drängen und einander darum wechselseitig decken. Was unserer Staatsführung in allen Parlamenten mangelt, ist eine sachliche, ernst zu nehmende und offene Opposition. Es müsste eine der grossen Landesparteien den Mut finden, auf Regierungsbeteiligungen zu verzichten und ihre Macht nicht in einer möglichst hohen Zahl besetzter Sessel, sondern darin suchen, die Flecken auf der Weste aufzuzeigen und deren Beseitigung zu verlangen.

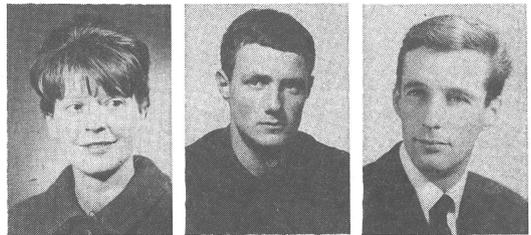
3. Verhinderte das, die dritte Forderung Schenkels zu erfüllen? Sie will dem einzelnen Verant-

wortung übertragen. Mir scheint, der Starke - und er allein will Verantwortung tragen - fürchte eine gesunde Opposition nicht, weil er nicht den Eindruck hat, dass ihm kleinlich am Zeig feil gemacht werden, sondern dass sachliche Opposition seine Selbstkontrolle schärfe. Diese ist notwendig, damit der Verantwortliche nicht dem Casärenwahn verfällt. Beides aber, Opposition und Einzelverantwortung, bedingte eine entscheidende Umkehr: Die wachsende Nivellierung müsste gestoppt werden, und es müsste wieder zugestanden werden, dass auch eine Demokratie nicht ohne echte Führungselite gedeihen kann.

4. Es gäbe also Anlässe genug, die vierte Forderung Schenkels nach einer Verfassungsrevision zu unterstützen. Sie ist ja durch eine Motion bereits angeregt, obwohl Bundespräsident Tschudi sie nicht für aktuell hält. Vielleicht haben beide Ansichten recht. Unsere verflückte Verfassung bedürfte dringend einer totalen Revision, mit der wir aus dem gegenwärtigen Malaise hinausfänden und die Erstarung in Formen des 19. Jahrhunderts beheben. Aber zu einer Totalrevision mangelt etwas Grundlegendes: eine vorwiegende, weltanschaulich-politische Überzeugung, die der neuen Verfassung einen klaren Stempel aufdrückt. In der gegenwärtigen Lage käme wohl nur die Kompromisslösung einer Uebergangsverfassung zustande. Die wirkliche Verfassungsrevision bedingt also jene Grundwelle, die eingangs erwähnt wurde. Dies aber bedeutet: innere Umstellung, geistige Erneuerung, Neubelebung der eidgenössischen Grundkräfte Arbeit, Opfer, Wehrwille. Nur dann wird eine neue Verfassung lebendigen Geist atmen und mehr als totter Buchstabe sein.

Oberst i. Gst. Otto Scheitlin

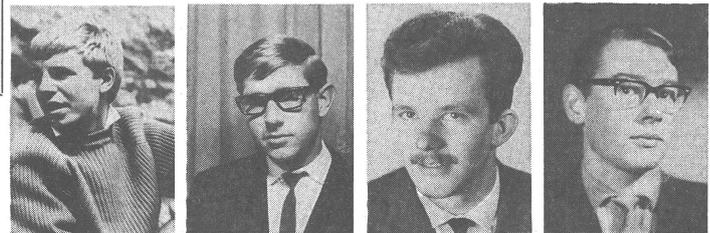
Wechsel in der Redaktion des »zürcher student«



Drei »zürcher student«-Redaktoren haben auf Ende Sommersemester 65 die Redaktion verlassen, siehe oben, von links nach rechts Barbara Kamer-Rich (BR), Beat Glatthaar (BG), Martin Lerch (ML). BR wurde plötzlich Frau, wurde geheiratet, hatte für Mann und Familie zu sorgen - die Zeitung musste zurücktreten, wir wünschen Barbara alles Gute. BG war wohl einer der langjährigsten Redaktoren, trat dem Gremium noch als junger Stud. chem. bei, wurde trotz der zusätzlichen Arbeit immerhin Cand. chem. und hat uns jäh überrascht damit, dass es ihm gelungen ist, das

Studium abzuschliessen und die Redaktion zu verlassen. ML, als Stud. ing. agr. zu uns gekommen, ist unterdessen auch Dipl. ing. agr. geworden, studiert nun im ersten Semester »alles möglich« an der Uni und ist schon Materialchef geworden für den Uniba!; es treibt ihn immer noch wehmütigerweise jeden Dienstag und Freitag in die Redaktionsstube. Für diese Nummer hat er sogar noch die ungeheure Arbeit der Auswertung aus der Sozialumfrage übernommen.

Allen drei sei für ihre Dienste, ihr Nervenopfer, ihren Zeitaufwand usw. herzlich gedankt.



Zur jetzigen Redaktion, siehe oben von links nach rechts Toni Lienhard (li), der Alte, Markus Mäder (mm) von der Uni, Xaver Achermann (xa) und Laurent Druey (ld) vom Poly, die Neuen. li, schon seit einigen Semestern dabei, Journalist, Public-Relation-Manager, Drehbuchautor und noch ein bisschen Germanistik-Student, wird dafür sorgen, dass die drei Neuen sich etwas an den Betrieb gewöhnen, während die drei Neuen mit ungeheurem Idealismus beinahe platzen vor Tätigkeitsdrang und den Alten höchstens noch als Hemmschuh empfinden; er wird es nicht mehr lange sein. In ihrer Arbeitswut (das Büro der Redaktion ist ihr schon zum Opfer gefallen, der Staub und Papierkrieg von ganzen Generationen »zürcher student«-Redaktoren wurden vollkommen pietätlos fortgeschmissen, das Büro wurde zur wohlgeordneten Einrichtung, alles an seinem Platz, die Neuen finden jedes nötige Ding, li nichts mehr), also in dieser Arbeitswut sei es ihnen gestattet, sich gerade selbst vorzustellen:

Nun, wir drei Neuen, Markus Mäder, Germanist von der Uni, Xaver Achermann vom Poly und Laurent Druey, als Karikaturist und Architekt ein sehr aufbauender Mitarbeiter, haben zwar noch keinerlei Erfahrung, dafür noch Ideale...

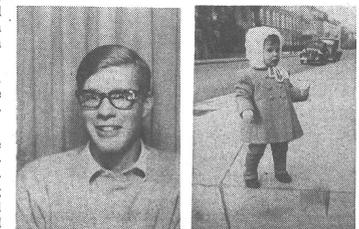
Noch immer steht uns li zur Seite; wir hoffen, aus seiner Erfahrung und aus unseren Idealen, die wohl verblasen werden, eine ordentliche Mischung herzustellen.

Unsere Lebensläufe? Irgendwie haben wir alle drei eine Matura gemacht, viel mehr ist nicht wichtig; wichtig ist nur, was wir in den nächsten Nummern leisten werden, wichtig ist, dass die Zeitung unterhalten, der weiss, vielleicht sogar anregend wird und dass uns nie Ideen fehlen. Ideen sind

übrigens gar nicht so leicht zu finden, besonders nicht, wenn man unbedingt welche haben sollte. Wir hören deshalb, sei es in Uni oder Poly, jederzeit auf unsere Rufnamen, wenn wir angesprochen werden, lassen uns jederzeit gern (wenn möglich aufbauend) kritisieren und nehmen vor allem gerne Ideen in Empfang. Scheuen Mädchen wird schriftliche Eingabe empfohlen.

Ein Programm? Festgelegt haben wir uns keineswegs, eine Linie, ein Charakter soll sich allmählich bilden; ob vor allem politisch, kulturell oder studentisch fade (oder studentisch lebhaft), wird sich zeigen. Wir sind selbst gespannt auf unsere Taten.

li, mm, xa, ld
PS: li hat es gespürt. Er ist überflüssig geworden: Bereits hat er auf Ende Februar seinen Rücktritt erklärt. Designierter Nachfolger ist Georg Kohler (k), der beim Ausmistern der Redaktion aktiv mitgearbeitet hat. Sein Bild siehe unten links neben Pussykast, unserer jungen Sekretärin, einem auch heute noch hübschen Fräulein.



das ECHO

Vorschlag - auch wenn sich die kleine Schweiz heute technisch leicht von Bern aus regieren liesse - im doppelten Sinne fehl. Es ist gestünder, regional als zentral zu gestalten, sofern Föderalismus nicht zu engstirniger Kirchturnpolitik entartet, sondern zur einsichtigen Zusammenarbeit führt. Zum ändern verstärkt jede Zentralisierung die Bürokratie. Abgesehen davon, fressen gesamtschweizerische Lösungen, bis sie in allen Instan-

annehmen, dass mindestens die Hälfte aller Regierungsmitglieder ihr Amt mit dem besten Willen antritt und dass die meisten im stillen Kämmerlein oft über die Hemmschuhe stöhnen, die ihnen etwa vom Paragraphengehege, von politischen Kirchturntaktikern oder Paktmachern, von unsachlichen Zeitungsschreibern oder von den oft unsinnigen Repräsentationsverpflichtungen unterlegt werden. Sie alle hindern die Regierenden nur

Wo, wie lebt der Zürcher Student?

Studentenbefragung 1964/65 durch den VSETH in Zusammenarbeit mit der Studentenschaft der Universität Zürich

Die Vertretung studentischer Belange bei Behörden aller Rangstufen sties in der Vergangenheit immer wieder auf Schwierigkeiten, was mehr oder minder offen angezweifelt wurde, ob die vorgelegten Unterlagen wirklich repräsentativ seien oder doch nur mehr oder weniger individuell gefärbte Zufallsresultate darstellen.

Gemäss Labhardt-Bericht soll sich die Zahl der in Zürich Studierenden bis 1970 etwa auf 20 000 vermindern, was der Bevölkerung einer schweizerischen Kleinstadt wie etwa Zug oder Olten entspricht. Wenn man weiss, welche Probleme die Unterbringung und der tägliche Lebensablauf der etwa 10 000 heute an den zürcherischen Hochschulen Studierenden mit sich bringen, so drängt sich die Beschaffung grundlegender und repräsentativer Daten geradezu auf. Dies auch im Hinblick auf die Gestaltung der vorgesehenen, leider aber noch in weiter Ferne liegenden Studentensiedlung auf dem Hängberg, die etwa für 1000 Studierende Unterkunft bieten soll.

In klarer Erkenntnis dieser Umstände und gewitzigt durch die eingangs erwähnten früheren Schwierigkeiten hat der VSETH in die Hände gespickt und sich zur Durchführung einer grundlegenden Umfrage entschlossen, die einen gewaltigen Griff in die Kasse bedingte. Die Stelle für Baukoordination der ETH spendete einen namhaften Betrag für die elektronische Auswertung. Die Studentenschaft der Universität Zürich bekundete ebenfalls ihr Interesse, so dass man sich entschloss, die anfänglich nur für die ETH-Studenten projektierte Grundlagenbeschaffung auch auf die UNI-Studenten auszudehnen. Dieser Entschluss war sehr zu begrüssen, da auf diese Weise Resultate von ungleich grösserer Aussagekraft erlangt wurden.

Mit einem provisorischen Fragebogen wurde im Frühjahr 1964 eine erste Umfrage durchgeführt. Auf Grund der erhaltenen Resultate wurde ein definitiver, 58 Fragen enthaltender Fragebogen ausgearbeitet. Aus den Karteen der beiden Hochschulsekretariate wurden Name und Adresse jedes achten Studenten herausgeschrieben und abteilungs- oder fakultätsweise, wenn möglich sogar nach Semestern, in Listen zu zehn Namen zufällig zwei Reservadressen, zusammengefasst, die dann 90 Interviewern, denen auch an dieser Stelle der Dank für ihre Mitarbeit abgestattet sei, in die Hand gedrückt wurden. Auf diese Weise wurden 908 Studierende interviewt, 458 vom Poly und 450 von der Uni. Gemäss Angabe der Rektorate waren in jenem Zeitpunkt immatrikuliert:

Poly	4853 Studierende
Uni	5697 Studierende
10 550 Studierende total	

Durch die Umfrage wurden somit 8,6 % aller Studierenden Zürichs erfasst, 95,8 % der Befragten unterzogen sich der bonna Probe der Prozen, während der Rest auf die mürrischen Meckerer und negativen Gesellen entfiel.

Die erhaltenen Resultate wurden auf Lochkarten übertragen und diese dem gefräßigen Computer der METRON AG, Brugg, verfrachtet, der mir nichts, dir nichts zwei furchterregende, grossformatige Bände ausspuckte mit total 890 Seiten und 2392 Tabellen. Es ist nur ganz leicht übertrieben, wenn behauptet wird, darin sei mit aller wünschbaren Klarheit festgehalten, ob die Urgrossmutter der Phil.-I-Studentin Nr. 187 mit dem linken Auge leicht nach links oder nach rechts unten schielte. Zur Beruhigung sei noch erwähnt, dass nachgeprüft und festgehalten wurde, dass sich der Sehfehler auskorrigiert hat, und dass das Auge der Phil.-I-Studentin Nr. 187 einem mit makelloser Klarheit direkt ins Herz blickt.

Die Vorstandsmitglieder des VSETH haben sich der nicht geringen Mühe unterzogen, die zwei Bände während der Sommerferien 1965 im Rahmen des Möglichen zu verdauen. Eine erste Ubersicht wurde der am 27. Oktober abgehaltenen Pressekonferenz der Öffentlichkeit übergeben.

Im Nachfolgenden sei nun versucht, die allgemein interessierenden Resultate in aufgelockertem und soweit möglich leichtverdaulicher Art darzustellen. Es wird hauptsächlich von den gemeinsamen Totalresultaten, also ETH + Uni zusammen, die Rede sein, und nur wo ein besonderes Interesse vorliegt, werden die Resultate in solche nur die ETH oder die Uni betreffenden getrennt. Ein solches Vorgehen ist sicherlich zu verantworten, da anzunehmen ist, dass Lebensweise und persönliche Bedürfnisse der Polyaner und der Unianer, von denen hier die Rede sein soll, sicher äusserst gleichartig sind.

Leider wird sich nicht vermeiden lassen, dass sehr viele Zahlen und Prozentsätze vorkommen. Also interessant, aber trocken. Unglücklicherweise konnte das bestimmt sehr intensive Innenleben der interviewten Studierenden nicht auch noch in die Umfrage einbezogen werden. Der vorliegende Bericht wäre dadurch bestimmt viel farbigere geworden.

Gehen wir nun etwas mehr ins Detail.

1. Wer wurde befragt?

Von den bereits in der Einleitung erwähnten 908 befragten Studierenden sind 458 Polyaner = 50,5 % und 450 Unianer = 49,6 %.

Von den Polyanern studieren:

Abt. 1	51	5,6 %
» 2	73	8,0 %
» 3A	74	8,2 %
» 3B	73	8,0 %
» 4	51	5,6 %
» 5	7	0,8 %
» 6	7	0,8 %
» 7	17	1,9 %
» 8	17	1,9 %
» 9	61	6,7 %
» 10	28	3,1 %
458		50,5 %

Von den Unianern sind:

Theologen	21	2,3 %
Juristen	127	14,0 %
Mediziner	93	10,2 %
Veterinäre	9	1,0 %
Phil. I	122	13,4 %
Phil. II	78	8,6 %
450		49,5 %

Dem holden Geschlecht gehören 127/14,0 % Befragte an, der Rest sind gewöhnliche Menschen, nämlich 781/86,0 %.

Die Befragten sind in den folgenden Semestern:

Höhere Semester	5	0,6 %
1. Semester	246	27,1 %
2. »	32	3,5 %
3. »	156	17,2 %
4. »	103	11,4 %
5. »	153	16,9 %
6. »	23	2,5 %
7. »	127	14,0 %
8. »	18	2,0 %
9. »	44	4,8 %
10. »	15	1,7 %
11. »	22	2,4 %
12. »	14	1,5 %
13. »	10	1,1 %
14. »	7	0,8 %
15. »	6	0,7 %
908		100,1 %

1946 und später	6	0,7 %
1945	84	9,3 %
1944	124	13,7 %
1943	160	17,6 %
1942	141	15,5 %
1941	125	13,8 %
1940	77	8,5 %
1939	57	6,3 %
1938	42	4,6 %
1937	24	2,6 %
1936-1932	46	5,1 %
1931-1927	11	1,2 %
1926-1922	6	0,7 %
1921-1917	5	0,6 %
908		100,2 %

Die Muttersprache der Befragten ist:

Deutsch	742	81,7 %
Französisch	55	6,1 %
Italienisch	39	4,3 %
Englisch	7	0,8 %
Andere	65	7,2 %
908		100,1 %

Nach Nationalität aufgeteilt, ergibt sich folgendes Bild:

Schweiz	763	84,0 %
Westdeutschland	47	5,2 %
Frankreich	15	1,7 %
Skandinavien	16	1,8 %
Uebriges Europa	45	5,0 %
Afrika	1	0,1 %
Asien	13	1,4 %
USA / Kanada	7	0,8 %
Andere	1	0,1 %
908		100,1 %

Von den Eltern der 763 befragten Schweizer wohnen 346/38,1 % im Kanton Zürich. Die Kantone Bern, Luzern, Uri, Schwyz und Zug, Basel-Stadt, Schaffhausen, St. Gallen und Aargau stellen Kontingente zwischen 3 % und 7 %, während die übrigen Kantone nur sehr schwach vertreten sind.

Von den 907 Befragten erfragen sich 858/94,4 % des ledigen Standes, was sehr vernünftig ist, während 89/7,6 % bereits das Ehekreuz auf sich genommen haben, was auch sehr vernünftig ist, denn was für den einen angemessen ist, muss es ja nicht auch für den andern sein.

Auf Grund vorstehender Zusammenstellungen darf man guten Gewissens sagen, dass die Befragung durch die Initianten sehr zweckmässig angepackt wurde, und dass ein durchaus repräsentativer Querschnitt erfasst worden ist, so dass wohl nicht einmal Mr. Gallup aus den USA, der Vater der Meinungsforschung, hier etwas zu bemängeln hätte.

2. Wo bettet der Student sein von Wissen rauchendes Haupt zu Ruhe?

Es unterliegt gar keinem Zweifel und ist auch immer wieder hervorgehoben worden, dass die Art der Unterbringung des Studenten einen vielleicht nicht entscheidenden, aber doch sehr grossen Einfluss auf sein Studium, auf seine damit verbundene menschlichen Beziehungen, auf sein Wohlbefinden und damit auf seine Leistungsfähigkeit hat. Wir haben gesehen, dass etwa 94 % der an den zürcherischen Hochschulen Studierenden schweizerischer Nationalität sind. Die Schweiz, ein Land der sogenannten gemässigten Klimazone, weist ganz beachtliche jahreszeitlich bedingte Klimaunterschiede auf, was zur Folge hat, dass dem Wie des Wohnens ganz automatisch eine erhöhte Bedeutung zukommt. Man geht wohl nicht fehl, wenn man sagt, dass der Schweizer und natürlich auch die Einwohner von klimatisch ähnlichen oder härteren Ländern traditionsgemäss betont wohnbewusst sind. Dies etwa im Gegensatz zu klimatisch milderen Ländern, wo naturgemäss der Unterbringung weniger Gewicht beigemessen wird, wo die Strasse und das Café eine Art zweiten Wohnraums darstellen. Kurz, der Schweizer braucht ein gewisses Mindestmass an »Wohnung«, um sich entfalten zu können.

Da an den zürcherischen Hochschulen nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz Studierender mit mehr südlichen Wohngeohnheiten und -ansprüchen ist, dürfen wir den nachfolgenden Betrachtungen ohne Zweifel schweizerische Gegebenheiten zugrunde legen.

Von den 908 Befragten wohnen 66,4 % in Zürich und 33,6 % ausserhalb der Stadt. Von den Zürich Wohnenden haben 50,7 % einen Schulweg (oder wenn Sie unbedingt darauf bestehen) einen Hochschulweg bis zu 15 Minuten, 39,8 % von 16 bis 30 Minuten, 8,6 % von 31 bis 45 Minuten und 0,8 % von 46 bis 60 Minuten.

Für die nicht in Zürich Wohnenden beträgt der Schulweg, wenigstens für 5,6 %, nur noch 15 Minuten, während 15,4 % 16 bis 30 Minuten, 25,2 % 31 bis 45 Minuten, 25,6 % 46 bis 60 Minuten und 28,2 % über 60 Minuten benötigen.

Von allen Befragten wohnen 45,2 % bei Eltern oder Verwandten, während 54,8 % fremde Unterkünfte haben. Von den in Zürich Wohnenden sind jedoch nur 28,5 % bei Eltern oder Verwandten. Von

den ausserhalb Zürichs Wohnenden sind es etwa 80 %, die bei Eltern oder Verwandten sind. Merkwürdigerweise sind es in der eigentlichen Region Zürich nur 67,5 % die bei Eltern oder Verwandten wohnen, während es in den weiter entfernten Regionen bis zu 90 % sind. Dies zeigt, dass diejenigen, die nicht in Zürich wohnen können oder wollen und gewollt oder ungewollt einen längeren Weg auf sich nehmen, es vermutlich als die beste und billigste Lösung ansehen, bei Eltern oder Verwandten zu wohnen. Mit andern Worten: fast niemand, der bei Eltern oder Verwandten wohnen kann, nimmt sich auswärts ein Zimmer.

54,8 % der Befragten wohnen nicht bei Eltern oder Verwandten, haben also fremde Unterkünfte. Von allen in Zürich Wohnenden sind es 71,5 %, von allen in der Region Zürich Wohnenden sind es 32,5 % und in den weiteren Regionen sind es 23,2 %, was wiederum darlegt, dass wenn man nicht bei Eltern oder Verwandten wohnen kann, man eben möglichst in Zürich selbst oder doch in der näheren Region wohnen will.

Wer nicht bei Eltern oder Verwandten wohnt, ist zu 62,6 % Untermieter, 7,7 % wohnen in Pensionen oder Studentenheimen, 27,5 % haben eine eigene Wohnung und ein Rest von 2,2 % weiss anscheinend selbst nicht, wo sie wohnen. Dabel ist der relativ hohe Prozentsatz der eine eigene Wohnung Besizenden bemerkenswert.

Von allen Befragten haben 86,9 % ein Zimmer für sich allein, 9,2 % wohnen zu zweit, 1,3 % zu dritt und 2,6 % anderswie (Konkubinat?). Daraus geht hervor, dass für die Studierenden das Einzelzimmer das Angenehmste und Erstrebenste ist und dass dieser Zustand auch weitgehend erreicht ist.

Eine weitere erfreuliche Tatsache ist, dass 87,3 % aller Befragten ihr Zimmer als wohnlich bezeichnen, während 7,4 % es eher unwohnlich finden und 5,3 % keine bestimmte Meinung haben. Vielleicht sind die letzteren vor lauter Studium oder anderweitigen absorbierenden Tätigkeiten noch nicht dazu gekommen, sich über Wohnlichkeit oder Unwohnlichkeit klar zu werden. Könnte ja sein.

792 Befragte von 907 haben also ein wohnliches Zimmer; davon wohnen 64,8 % in Zürich und 35,2 % ausserhalb. 67 Befragte haben ein eher unwohnliches Zimmer, davon 80,6 % in Zürich und 19,4 % ausserhalb. Von den 48 Meinungslosen wohnen 75 % in Zürich und 25 % ausserhalb. Hier sind besonders die Angaben über unwohnliche Zimmer interessant. Die 67 »Unwohnlichen« machen zwar nur 7,4 % aller Befragten aus, aber von diesen 67 haben doch 80,6 % unwohnliche Zimmer in Zürich, während es ausserhalb nur 19,4 % sind. Man könnte sich fragen, warum schon in dem Stadt sein kann, somit ausserhalb im Durchschnitt besser.

Von den 67 Unwohnlichen wohnen immerhin 25,4 % bei ihren Eltern oder Verwandten, während 74,6 % anderwärts wohnen. Die 25,4 % sind leider ein, etwas hoher Prozentsatz. Immerhin kann man bei der heutigen Wohnungsmot nicht ohne weiteres die lieben Eltern für die Unwohnlichkeit verantwortlich machen, denn auch sie können nicht immer ohne weiteres eine schönere und grössere Wohnung hervorzaubern oder berappen, und so bleibt es eben beim Hinterbübel oder der Bude - wie man es nennen will. Vielleicht wäre aber mit kleinsten Kosten, aber mit viel Phantasie und gutem Willen möglich, doch etwas Wohnlicheres hinzukriegen. Der studierende Bewohner soll sich aber hierbei nicht nur auf die andern verlassen, - Immerhin sei zur Ehrenrettung von Eltern und Ver-

Wieviel bezahlt der Studierende für seine Unterkunft?

25,8 % weniger als Fr. 90.- pro Monat
30,2 % Fr. 90.- bis 119.- pro Monat
19,3 % Fr. 120.- bis 149.- pro Monat
8,9 % Fr. 150.- bis 179.- pro Monat
15,8 % Fr. 180.- und mehr

Die Umfrage umfasst keine Fragen über das persönliche Budget der Studierenden, so dass es schwierig ist, unter diesem Gesichtspunkt zu den angeführten Preisen Stellung zu nehmen. Immerhin haben wir oben gesehen, dass nur 3,2 % ihre Unterkunft als zu teuer bezeichneten. Es scheint daraus hervorzugehen, dass die 74,7 % umfassende Preislage von Fr. 90.- bis 149.- im allgemeinen entspricht und als angemessen hingenommen wird. Auch für die Vermieterseite dürfte diese Preislage etwa entsprechen, in Anbetracht dessen, dass meist Wäsche und Bedienung geliefert wird.

Neben der Wohnraumbeschaffung wird es auch weiterhin ein Hauptanliegen der Woko sein, ihren Einfluss geltend zu machen, dass sich die Zimmermieten in einem angemessenen Rahmen bewegen, und es sei hier für ihre vielseitigen Bemühungen der gebührende Dank ausgesprochen.

83 % der Befragten bewohnen allein ein Zimmer, was wiederum deutlich auf die Notwendigkeit hinweist, ungestört arbeiten zu können. Mit zunehmendem Zimmerpreis steigt auch die Benützerzahl. So sind z. B. Wohngelegenheiten im Preis von Fr. 180.- und höher zu 39,5 % mit mehr als einer Person belegt. Annehmlichkeiten, wie fliessendes Wasser, zum Zimmer gehörendes Bad oder Dusche, eigenes WC, eigener Separateneingang gehen immer parallel mit dem Zimmerpreis. So haben z. B. nur 16,8 % der Zimmer unter Fr. 90.- fliessendes Wasser, während es 66,3 % bei Zimmerern über Fr. 180.- sind. In noch ausgeprägterem Masse trifft dies für eigene Kocheinheit zu: 9,2 %/58,8 %. Erfreulich hoch, d. h. zwischen 70 bis 90 % ca., ist in allen Zimmern genügend abschliessbarer Schrankraum und gute Heizung vorhanden, wie auch die Möglichkeit, sich einen Kaffee zu kochen zur Behebung müder Geistes. Auch um etwas heiklen Punkt der »eingeschränkten« Besuche ist es gar nicht so schlimm, besteht doch zwischen 54,2 % bis 83,8 % hierzu die Möglichkeit. Die Möglichkeit, das Zimmer während der Semesterferien zu einem reduzierten Preis behalten zu können, nimmt logischerweise mit zunehmendem Zimmerpreis ab: 49,6 % für Zimmer bis Fr. 90.-, bis 11,1 % für Zimmer bis Fr. 190.-. Bei Zimmerern über Fr. 291.- steigt die Möglichkeit jedoch wieder auf 29,1 %. Rund 26 % der Zimmerbenützer haben während des Semesters einen Verdienst. Von diesen bewohnen etwa 54 % Zimmer bis Fr. 120.-, 22 % bis Fr. 180.- und 24 % über Fr. 180.-. Es ist also nicht so, dass die Studierenden mit den teuren Zimmern alles so pickfeine Herren wären, die ausschliesslich dem

wandten beigelegt, dass von den 789 Wohnlichen 4,5 % bei den Eltern wohnen, 52,5 % gefällt es anderwärts.

Von den 907 Befragten kamen auf die Frage: Was gefällt dir am besten, i. Wahl, folgende Antworten herein:

4,2 %	keine Meinung
12,0 %	grosses Zimmer
14,0 %	günstige Lage
18,2 %	ruhige Gegend
3,9 %	hell, sonnig
13,6 %	wohnlich
7,5 %	praktisch
2,5 %	billig
2,1 %	Zimmer allein
11,2 %	sturmfrei
2,3 %	gute Kontakte mit Vermietern
1,1 %	eigenes WC, Bad, Dusche
1,3 %	eigene Kocheinheit
1,2 %	fliessendes warmes und kaltes Wasser
1,0 %	gute Heizung
3,9 %	anderes

Die Frage wurde nochmals gestellt, jedoch: Was gefällt dir am zweitbesten? Die Prozentsätze variieren nur ganz unbedeutend, was auf eine gewisse Phantasie- und Meinungslosigkeit, eventuell auch auf einen gewissen Grad von Wurstigkeit hindeutet.

Wichtig sind also: in erster Linie Ruhe, dann eine günstige Lage und hernach eine gewisse Grösse und Wohnlichkeit, während Billigkeit, eigene sanitäre Einrichtungen, Kocheinheit doch sehr zurücktreten. Nachdem nur etwa ein Drittel - der Zimmer bereits mit fliessendem Wasser ausgerüstet sind - eigentlich die obigen 1,2 % leicht beschämend. Dasselbe finden wir weiter unten, wo auf die Frage: Was gefällt dir am wenigsten? nur 2,8 % das fehlende fliessende Wasser benannten. Hätte vielleicht Lord of Arran in seiner kürzlichen Philippika gegen die unsauberen Schweizer doch nicht so ganz absolut total unrecht gehabt? 1,2 % (1. Wahl) und 7,8 % (2. Wahl) loben die Sturmfreiheit, während nur 4,9 % (1. Wahl) und 2,7 % (2. Wahl) die Nichtsturmfreiheit als Mangel empfinden. Wenn man's hat, schön und recht, wenn nicht, dann findet der Sturm eben nicht oder anderwärts statt. Honni soit qui mal y pense. Dies nur als beiläufiges Detail.

906 beantworteten die Frage: Was gefällt dir am wenigsten?

23,3 %	keine Meinung. Denen scheint alles zu gefallen
14,8 %	Platzmangel
8,7 %	ungünstige Lage
11,1 %	ringhörig (Phil. I, Achtung: Ist das nicht Züritütsch?)
5,4 %	dunkel
6,4 %	unwohnlich
3,1 %	unpraktisch
3,2 %	zu teuer
2,0 %	nicht allein
4,9 %	nicht sturmfrei (siehe oben)
1,4 %	kein Kontakt
1,5 %	kein eigene Bad / Dusche
0,4 %	keine eigene Kocheinheit
2,8 %	kein fl. Wasser
6,1 %	schlechte Heizung
4,9 %	anderes

Wie oben, finden wir hier wieder, nur negativ ausgedrückt, den Wunsch nach genügend Platz, nach günstiger Lage, nach Ruhe und Wohnlichkeit, während die anderen Mängel deutlich zurücktreten. Es sind dies also die Hauptferndienste, die ein Studierender braucht. Es bleibt zu hoffen, dass diesen Erfordernissen bei künftigen Bauten für Studentenunterkünfte Rechnung getragen wird, auch wenn es etwas mehr kostet, insbesondere für die Schallisolierung, schon damit wir das zweifelhaft schöne Wort »Ringhörigkeit« nicht mehr zu schreiben brauchen.

Papa auf der Tasche liegen. Ein Viertel von ihnen tut immerhin etwas Praktisches. Die Stipendienempfänger bewohnen ziemlich gleichmässig Zimmer bis Fr. 150.-, während teurere Zimmer nur noch von 17,2 % bewohnt werden. Die Autobesitzer bewohnen zu 39,5 % Zimmer über Fr. 180.-, während es nur noch 7,4 % sind, die Zimmer bis Fr. 90.- haben. Die Motorradfahrer, Motorradfahrer, Tram- und Anbenützer und auch die Fussgänger finden sich zur Hauptsache in den Zimmern bis Fr. 150.-. Dasselbe trifft zu, ob sich die monatlichen Fahrkosten auf weniger als Fr. 10.- bis mehr als Fr. 50.- belaufen. Bei den Bewohnern von Zimmern über Fr. 180.- zahlen ca. 40 % Fr. 40.- und mehr monatliche Fahrkosten, während 45 % wieder einmal nicht wissen, wieviel sie hierfür ausgeben. Bei den Zimmerbewohnern unter Fr. 90.- wissen es dagegen alle ganz genau. Von allen denjenigen, die ihr Studium ganz oder teilweise selbst bezahlen, finden sich die meisten in Zimmern bis Fr. 150.-. Von den Bewohnern von Zimmern über Fr. 180.- sind es immerhin 20,8 %, die 60 % ihrer monatlichen Auslagen selbst betrapen und 32,7 %, die 100 % selbst bezahlen.

Noch ein Wort zur Wohnlichkeit: 83 % bezeichnen ihr Zimmer als wohnlich. Von diesen 83 % haben 23,6 % ein Zimmer bis Fr. 90.-, 29,5 % bis Fr. 119.-, 19,3 % bis Fr. 149.-, 10,1 % bis Fr. 179.- und 17,5 % Fr. 180.- und mehr, woraus sich auch für die mittleren und billigeren Zimmer ein ganz ordentlicher Wohnlichkeitskoeffizient ergibt.

Zu 62,5 % werden Zimmer über einen Kollegen gefunden. Der restliche Prozentsatz verteilt sich zu ungefähr gleichen Teilen auf Vermittlung der Woko, privater Zimmernachweis oder anderes. 85,6 % der so gefundenen Zimmer sind in Zürich, der Rest ausserhalb.

Lebensgewohnheiten

Die Studenten mit einem teuren Zimmer gehen häufiger über Mittag nach Hause als ihre Kollegen mit einem billigen. Bei einem Zimmerpreis von Fr. 100.- gehen etwa 20 % regelmässig über Mittag nach Hause. Bei einem Zimmerpreis von über Fr. 180.- sind es 44 %.

Das Verkehrsmittel, das der Student zum Schulweg benützt, ist gewissermassen von seinem Zimmerpreis abhängig. Von den Studenten mit billigen Zimmern sind 41 % Fussgänger, gegenüber 25 % der Studenten mit teuren Zimmern. Die Prozentzahlen für die übrigen Verkehrsmittel stehen in keinem Zusammenhang mit dem Zimmerpreis.

Die Studenten mit billigen Zimmern verbringen ihren Abend etwa zu 40 % ausserhalb des Zimmers, gegenüber 24 % der Studenten mit teuren Zimmern. Prozentual weit mehr Studenten mit einem teuren Zimmer betreiben in ihrer Freizeit ein tech-

nisches Hobby als ihre Kollegen mit einem billigen. Vielfach besteht in einem billigen Zimmer gar keine Möglichkeit, einer solchen Betätigung zu fröhnen. In teuren Zimmern verbringen prozentual mehr Studenten ihren Abend bei müssigem Tun als in billigen.

Mit zunehmendem Alter des Studenten entwickelt er einen zunehmenden Drang zu einem teureren Zimmer, d. h. natürlich zu einem besser ausgestatteten. Er wünscht nicht mehr lediglich eine Schlafstelle, sondern ein möglichst gut ausgestabtes Heim.

Eindeutig kommen die Schweizer mit den Zimmerpreisen besser weg als die Ausländer. Bei einem Zimmerpreis von weniger als Fr. 90.- sind 85 % Schweizer. Bei einem Zimmerpreis von mehr als Fr. 180.- nur noch 57 %.

Die Studenten mit billigen Zimmern fahren weit häufiger über das Wochenende zu ihren Eltern als ihre Kollegen mit den teuren. Bei einem Zimmerpreis von weniger als Fr. 90.- sind es 64 %, bei einem Zimmerpreis von mehr als Fr. 180.- nur noch 14 %. Man kann aber die Sache auch umkehren und sagen, dass Studenten mit teuren Zimmern eine geringere Möglichkeit haben, zu ihren Eltern zu fahren, und deshalb an ihrem Studienort über ein gut ausgestabtes Heim verfügen müssen.

Bei den Studenten mit teuren Zimmern handelt es sich vornehmlich um verheiratete. Praktisch alle Studenten, die weniger als Fr. 90 für ihr Zimmer bezahlen, sind ledig. Bei einem Zimmerpreis zwischen Fr. 90.- und 150.- beträgt der Anteil der Verheirateten etwa 5 %, zwischen Fr. 150.- bis 180.- etwa 16 % und über Fr. 180.- über 53 %. Man darf also die Studenten mit teuren Zimmern keineswegs als «jüngeres» dörfen.

Je mehr ein Student für ein Zimmer zu bezahlen bereit ist, desto mehr betrachtet er ein eigenes Bad oder eine eigene Dusche als selbstverständlich. Bei einem Zimmerpreis von Fr. 120.- bis 149.- wünschen 63 % eine Dusche. Bei einem Zimmerpreis von Fr. 150.- bis 179.- sind es 81 %.

Ebenfalls wird mit zunehmendem Zimmerpreis auch ein Separatgang in zunehmendem Masse gewünscht. Bei einem Zimmerpreis von Fr. 150.- bis 179.- sind es 76 %.

Der Anspruch auf einen Balkon erhöht sich bei einem Zimmerpreis von Fr. 150.- und mehr sprunghaft auf ca. 25 % gegen ca. 11 % bei den billigeren Zimmern.

Der Anspruch auf eine eigene Kochplatte oder einen Rechaud im Zimmer steigt zuerst mit zunehmendem Zimmerpreis und sinkt dann für sehr teure Zimmer wieder stark ab. Bei einem Zimmerpreis von Fr. 120.- bis 149.- wünschen 54 % einen eigenen Rechaud.

Der Wunsch nach einem eigenen Telefonanschluss steigt sehr stark mit dem Zimmerpreis: 16 % bei den billigsten Zimmern, 59 % bei den teuren Zimmern von Fr. 180.- und mehr.

Bei einem Zimmerpreis unter Fr. 100.- wünschen 14 %, ein Klavier benutzen zu können, bei Fr. 150.- sind es 40 %. Bei den teuren Zimmern von Fr. 180.- und mehr sinkt dieser Anspruch wieder auf 21 %.

Prozentual etwa doppelt so viele Studenten mit teuren Zimmern haben während des Semesters einen Verdienst als ihre Kollegen in billigen Zimmern. Der Anteil der Selbstverdienenden erhöht sich bei einem Zimmerpreis von Fr. 150.- von 20 % auf 40 % sprunghaft.

Bei den kleinen Einkommen, d. h. weniger als Fr. 500.- pro Jahr, hängt der Zimmerpreis, den ein

Student bezahlt, kaum von diesem Betrag ab. Der Prozentsatz der Studenten mit einem Einkommen von über Fr. 5000.- steigt mit zunehmendem Zimmerpreis, von 5 % von einem Zimmerpreis von Fr. 90.- auf 37 % bei einem Zimmerpreis von Fr. 180.- und mehr.

Etwa die Hälfte aller Studenten tragen nichts zu den Studienkosten bei. Dieser Prozentsatz ist unabhängig davon, wieviel ein Student für sein Zimmer bezahlt. Der Anteil der Studenten, die für ihren Lebensunterhalt voll und ganz aufkommen, nimmt aber in Funktion des Zimmerpreises einen recht interessanten Verlauf. Er beträgt 10 % bei den sehr billigen Zimmern, steigt auf 5 % bei einem Zimmerpreis zwischen Fr. 120.- und 150.- ab, und steigt nachher wieder stark an. Bei einem Zimmerpreis von über Fr. 180.- erreicht er 23 %.

Der Anteil der Stipendiaten je nach Zimmerpreis verhält sich nicht gerade, wie man etwa erwarten würde. Er liegt bei den billigen Zimmern bei 16 %, senkt sich dann bei den mittleren Zimmern auf 7 % und steigt dann wieder wieder 12 % bei einem Zimmerpreis von über Fr. 180.-. Hier handelt es sich um Studenten, deren Eltern nichts zu ihrem Lebensunterhalt beitragen. Der Anteil der Studenten, die ihr Geld sowohl von ihren Eltern als auch aus Stipendien beziehen, sinkt von 23 % bei den billigen Zimmern auf 8 % bei den sehr teuren Zimmern. Der Anteil der Studenten, die ihr Geld ausschliesslich von den Eltern erhalten, erreicht bei einem Zimmerpreis von Fr. 120 bis 150.- das Maximum von 74 %. Der Durchschnitt liegt bei 58 %. Die Schwankung über die verschiedenen Zimmerpreise ist nicht sehr gross.

Von denjenigen Studenten, die zu ihrem Zimmer ein eigenes WC wünschen, sprechen sich nur 13 % in diesem Sinne aus, wenn man sie für ein zusätzliches Komfortgut zu einem einfachen Studentenzimmer mit Bett, Tisch, Schrank und Lavabo befragt. 47 % wünschen statt dessen eine Dusche, 15 % eine Kochgelegenheit und 18 % mehr Raum.

Von denjenigen Studenten, die zu ihrem Zimmer einen Balkon wünschen, sprechen sich nur 11 % in diesem Sinne aus, wenn man sie nach ihrem Wunsch eines zusätzlichen Komfortgutes zu einem einfachen Studentenzimmer mit Bett, Tisch, Schrank und Lavabo befragt. 58 % wünschen statt dessen eine Dusche und 18 % mehr Raum.

Ausserhalb Zürichs finden wir etwa dreimal so viele Studentenzimmer mit Bad oder Dusche als in Zürich. In der Stadt ist also der Anteil mit schlechten sanitären Installationen grösser als auf dem Lande.

Ausserhalb Zürichs sind doppelt so viele Studentenzimmer mit einem Separatgang als in der Stadt.

Auch finden wir auf dem Lande mehr als doppelt so viele Zimmer als in der Stadt, die über ein eigenes WC verfügen.

Von denjenigen Studenten, die in ihrem Schrank nicht über genügend Schrankraum verfügen, wünschen nur 21 % mehr Raum, wenn man sie nach einem zusätzlichen Wunsch zu einem einfachen Studentenzimmer mit Bett, Tisch, Schrank, Lavabo befragt. 46 % ziehen eine Dusche, 17 % eine Koch-

gelegenheit vor. Der Durchschnitt der mehr Raum Verlangenden liegt bei 17 %.

Ausserhalb Zürichs haben etwa doppelt so viele Studentenzimmer eine Kochgelegenheit als in Zürich.

Was hat und darf der Studierende in seiner Unterkunft, was nicht?

Wir haben gesehen, dass der höchst erfreuliche Prozentsatz von 87,3 % ihr Zimmer als wohnlich bezeichnet und dass nur 14,8 % über Platzmangel, 8,7 % über ungunstige Lage und 11,1 % über mangelnde Schallschallisolierung beklagen. Natürlich sind diese eher individuelle Kriterien, denn was für den einen noch durchaus recht und erträglich ist, kann für den andern bereits ein gewisses Handicap sein. Da bei braucht es gar nicht immer nur das individuelle Empfinden zu sein, das den Ausschlag gibt, sondern es können auch sehr messbare Umstände sein. Ein Architekturstudent braucht eben mehr Platz als z. B. eine Phil.-I-Studentin, die ihren Klopstock in Taschenbuchformat mit sich herumträgt. Ein Chemiestudent kann vielleicht nicht ausserhalb der Stadt wohnen, weil die zu überwachenden Laborarbeiten die Hin- und Herreise zu einer auch nur einigermaßen christlichen Zeit nicht gestatten usw.

Unter Berücksichtigung all dieser individuellen Aspekte haben wir aber festgestellt, dass Platz, vernünftige Lage und Ruhe die Hauptfordernisse darstellen.

Wir kommen nun zu den mehr sekundären Aspekten der Studentenerkunft, wie Rauchen, Musizieren, Besuchempfangen, sanitäre Einrichtungen u. ä., die ja auch in den Lebensgewohnheiten des Studierenden ihre besondere Rolle spielen. Die Gegenüberstellung von »hat und darf« zu »hat und darf nicht« und zu »möchte« und »möchte nicht«, dürfte das am einfachsten lesbare Bild ergeben:

	hat	hat	möchte	möchte
	und darf	und darf nicht	nicht	nicht
Rauchen	91,0 %	5,5 %		
Kollegen empfangen	90,6 %	4,3 %		
Ohne Einschränkung Besuch empfangen	58,0 %	28,2 %	87,4 %	5,4 %
Musik hören und musizieren	84,1 %	6,1 %	67,9 %	15,4 %
Zimmer abschliessbar	68,8 %	24,3 %		
Genügend Schrankraum	79,6 %	14,1 %		
Fl. Wasser	33,5 %	64,3 %		
Zum Zimmer gehörendes Bad oder Dusche	44,3 %	49,0 %	61,1 %	23,9 %
Separatgang	50,6 %	48,2 %	62,3 %	21,3 %
Balkon			12,6 %	66,4 %
Möglichkeit Wasserkochen	74,9 %	22,7 %		
Kochgelegenheit im Zimmer	24,2 %	72,3 %	67,3 %	20,9 %
Zum Zimmer geh. WC	43,3 %	50,8 %	31,4 %	45,9 %
Genügende Heizung	85,7 %	9,2 %		

Zi. währ. Ferien z. red. Preis beh.	36,9 %	51,5 %	76,2 %	16,1 %
Bedienung			59,6 %	27,5 %
Besorgung			40,6 %	43,1 %
Wäsche				
Benützung Waschautomat			34,4 %	49,6 %
Warmes Frühstück			35,8 %	51,2 %
Telephon i. Z.			25,9 %	56,7 %
TV-Anschluss			2,4 %	92,0 %
Möbel nach eig. Geschmack stellen			70,8 %	14,5 %

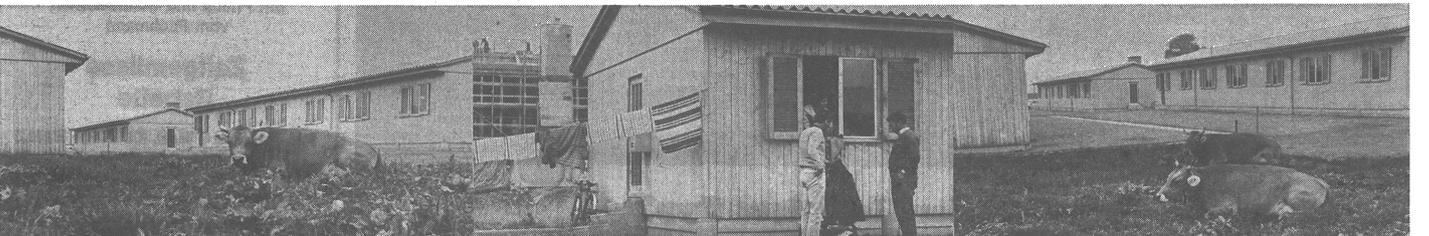
(Nicht 100 % ergebende Differenz = unentschieden, keine Meinung.)

Die »hat-und-darf«-Kolonnen ist eigentlich sehr befriedigend, bis auf die Posten fl. Wasser mit 33,5 %, Kochgelegenheit im Zimmer mit 24,2 % und zum Zimmer gehörendes WC mit 43,3 %. Das sind alles Angelegenheiten der sanitären Installation, die bei alten und älteren Häusern einfach nicht vorhanden sind und auch kaum in ausreichendem Masse installiert werden können, sei es wegen Platzmangels, zu hohen Kosten oder weil es sich einfach nicht mehr lohnt. Da kann nicht einmal mehr Geduld helfen. Abhilfe kann hier nur geschaffen werden durch die normale bauliche Erneuerung der Stadt, die ja ein ständig fortschreitender Prozess ist. Eine Selbstverständlichkeit ist es auch, dass diese Erfordernisse berücksichtigt werden bei künftigen Wohnbauten für studentische Zwecke.

Die »hat-und-darf-nicht«-Kolonnen ist das Spiegelbild zur »hat-und-darf«-Kolonnen und ist nicht weiter zu besprechen. Die »möchte«- und »möchte-nicht«-Kolonnen beziehen sich natürlich nur auf die Prozentsätze der »hat-und-darf-nicht«-Kolonnen. Beispiel: Von den 48,2 %, die keinen Separatgang haben möchten 62,3 % einen haben, und 21,3 % finden es überflüssig, 16,4 % haben keine Meinung.

60,7 % der Ledigen und 44,9 % der Verheirateten finden Zimmerbedienungen wünschenswert, während 27,1 % resp. 33,3 % sich nichts daraus machen. Der Rest hat keine Meinung. Da aber 92,5 % der Befragten ledig sind, ergibt sich, dass Zimmerbedienungen doch ein allgemeiner Wunsch ist, und zwar umso ausgeprägter, je jünger der Studierende ist. 69,4 % der 1944 Geborenen wünschen Zimmerbedienungen, während es von den vor 1931 Geborenen nur noch 40,9 % sind. Da manifestiert sich wohl die zärtliche Fürsorge des lieben Müetters, das seinen Bleibell oder der Fräulein Tochter den Kaffee gar ans Bett gebracht hat. Wie schön war es doch daheim! Wer jedoch regelmässig über das Wochenende nach Hause fährt, legt weniger Gewicht auf Zimmerbedienungen, Wäschebesorgung oder eventuelle Benützung eines Waschautomaten. Ein eigener Telefonanschluss wird eher von den älteren Semestern (vor 1931 31,8 %) gewünscht, während TV-Annenanschluss praktisch überhaupt nicht verlangt wird (2,4 %). Der Separatgang wird mit zunehmendem Alter mehr gewünscht: 1945-1951 1 %, vor 1931 81,8 %, ebenso die eigene Kochgelegenheit: 1945 58,9 %, vor 1931 86,4 %, und die Möglichkeit, ohne Einschränkung Besuche zu empfangen: 50,7 % 1. und 2. Semester, 80 % mehr als 10. Semester.

Fortsetzung zürcher student Nr. 7



Studenten-Baracken am Höggerberg

Studentisches Wohnen

Im Zusammenhang mit der Planung und dem Aufbau der ETH-Aussenstation auf dem Höggerberg hat die Eidg. Bauinspektion V anfangs 1964 auf Ersuchen des Schweizer Schullehrer ein Vorprojekt für eine Studentensiedlung auf dem Höggerberg in Auftrag gegeben. Die mit dieser Aufgabe betrauten Architekten Schwarz & Gutmann, BSA/ISA, Zürich, haben nun kürzlich die umfangreichen Arbeiten abgeschlossen. Als idealer Standort wird der südliche Plateau-Rand des Höggerberges vorgeschlagen.

Die grosse und sorgfältige Arbeit umfasst einen detaillierten Bericht über das Vorprojekt mit Gesamtplan, einen Literaturbericht mit Komfortuntersuchungen in- und ausländischer Studentenheime und einen Bericht über die Kubaturen und die Kostenschätzungen samt einem Kostenvergleich verschiedener Sanitärreinerichtungen. Ein weiterer Bericht über die geplante Hangbebauung unterhalb der Emil-Klüt-Strasse und eine Studie über die zweckmässigste Verkehrserschliessung dokumentieren die grosse Vorarbeit, die vor dem eigentlichen Studium der Studentensiedlung zu leisten war.

Die nachstehend publizierten Gedanken des Soziologen Dr. Lucius Burckhardt über studentisches Wohnen sind dem Bericht »Gesamtplanung und Vorprojekt« entnommen. Die darin geäußerten Überlegungen sollen für das Bauvorhaben richtungweisend sein.

Die Zürcher Hochschulen haben bisher keine eigenen studentischen Wohnheime unterhalten. Es existieren allerdings private Heime, meist mit religiöser, weltanschaulicher Bestimmung. Die grosse Mehrheit der Studenten wohnt in Unterkünten, wie sie auf dem Wohnungsmarkt zu finden sind, meist in sogenannten möblierten Zimmern mit oder ohne Verpflügung. Obwohl das nicht in der ausdrücklichen Absicht der Hochschule lag, wurde dadurch die Verflechtung zwischen Bürgerschaft und Studentenschaft gefördert und ein Beitrag zur studentischen Erziehung geleistet: im Kontakt mit den Zimmervermietern gewann der Student eine gewisse zusätzliche Anschauung von bürgerlichem Leben und eine Sozialität, die ihn später in ähnlichen Verhältnissen nicht im Stich liess.

Wenn die Hochschulen von Zürich heute zum Bau von Studentenwohnungen übergehen, so liegt darin wiederum keine erziehungspolitische Absicht. Sie tun es einfach aus Gründen der Wohnungsnot und des Mangels an geeigneten möblierten Zimmern in der Stadt. Dennoch enthält dieser Schritt natürlich eine kulturpolitische Möglichkeit:

die Tatsache, dass ein erheblicher Prozentsatz der Studenten in Zukunft gemeinsam wohnt - bei ungleichmässiger Streuung kann das zur Verdichtung einzelner Fakultäten führen -, könnte den Charakter des Studentenlebens verändern. Es bestünde theoretisch die Möglichkeit, dem Studium einen anderen Charakter zu geben, ein Tutorensystem oder ähnliches einzuführen. Allein schon über die Auswahlprinzipien der Studenten könnte ein Einfluss ausgeübt werden: die gemeinsam wohnenden Studenten könnten eine Elite bilden, das Wohnen im Heim könnte als »Belohnung« und »Ansporn« betrachtet werden. Alle derartigen Absichten scheinen aber den verantwortlichen Behörden fernzuliegen. Wir sind der Auffassung, dass solche Ideen ausgeschaltet werden müssen, sie haben etwas Unschweizerisches und erinnern an Länder, in welchen die Studentenschaft eine zusammengeballte Macht darstellt, die in nicht immer sympathischer Weise eingesetzt wird.

Umgekehrt ist es aber nicht leicht, einer Wohngemeinschaft von 1000 Menschen eine solche Neutralität zu geben, dass sie keinerlei einseitig for-

mende Tendenz hat. Wir haben keine Erfahrungen darin, wie sich Schweizer Studenten in einer solch grossen Wohngemeinschaft benehmen und entwickeln, weil sie noch nie bei uns erstellt worden ist. Das angestrebte Ziel ist also eine gewisse Neutralität der Wohnform. Das bedeutet von der Bewohnerschaft her gesehen, dass der im Studentenheim vertretene Ausschnitt der Studentenschaft der Mischung der Gesamtstudentenschaft ungefähr entsprechen soll. Wir möchten also vorschlagen, dass keine bestimmten Auswahlprinzipien massgebend sind: es sollen Jungen und Mädchen, Verheiratete und Ledige, höhere Semester und Anfänger, event. auch Assistenten und Dozenten, aber ohne offizielle Aufsichtsfunktion, im Hause wohnen. Das Studentenwohnhaus soll in diesem Sinne der Ersatz der »Bude« sein.

In pädagogischer Hinsicht wird ebenfalls das Ziel der »Neutralität« oder der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen freien Studiensystems verfolgt. Das Studium soll ohne besondere Aufsicht, ohne organisierte Gemeinschaftsarbeit, ohne Reperitoren in einer von Studenten selber freiwillig eingehaltenen Disziplin entwickeln. In gleicher Freiwilligkeit soll die Erwerbung einer gewissen Allgemeinbildung und einer liberalen gesellschaftlichen Haltung und einer toleranten Weltläufigkeit wenigstens ermöglicht werden.

Bei diesem ohne bestimmte kulturelle oder weltanschauliche Einflussnahme geführten Haus besteht die Gefahr, dass sich von innen her andere Einflussgruppen bemerkbar machen, welche dem Studium abträglich sein können. In das Vakuum einer solchen Neutralität werden mit Sicherheit Moden, Stile und Herrschaftsansprüche gewisser meinungsbildender Cliquen eindringen, welche sowohl die Meinungen als auch besonders den Lebensstil beeinflussen können. Auch dieses gehört mit zum risikofreien studentischen Leben, solange es dem Studium nicht geradezu abträglich ist. Deshalb darf es nicht in der Absicht sein, die Bildung solcher Cliquen und Strömungen zu verhindern, wohl aber, es jedem einzelnen zu ermög-

lichen, sich denselben zu entziehen und seine eigene Lebensweise aufzubauen. Niemand darf beispielsweise von einer Gruppe von Wohnkameraden, welche das Studium nicht so ernst nehmen, moralisch gezwungen werden, ein Gleiches zu tun. Diese totale Abweichmöglichkeit für jeden einzelnen muss sich schon im baulichen Rahmen ausdrücken. Wir nennen das Verflechtung.

Im Innern des Hauses soll weder eine allzu starke Gliederung noch eine Isolierung angestrebt werden. Es wurde uns vorgeschlagen, die Studentenwohnungen nach »Korridorgemeinschaften« von bis zu 20 Studenten und »Hausgemeinschaften« von bis zu 100 Studenten mit einem eigenen Heimleiter aufzubauen. Wenn wir uns diesen Vorschlägen teilweise widersetzen, so keineswegs in der Absicht, den Studenten zu isolieren und ihn einzeln der Gesamtheit der 1000 Mitbewohner gegenüberzustellen. Vielmehr möchten wir nicht nur ein einzelnes, alles überragendes »Pattern« errichten, eben dieses der Wohngemeinschaften, sondern eine Vielfalt von Patterns, wie uns überhaupt der Reichtum gesellschaftlichen Lebens in der Vielfalt der sozialen Ersatzmuster begründet zu sein scheint. Wohl wird sich zwangsläufig das Pattern der Wohnungsnachbarschaft und der Gemeinschaft durch die gemeinschaftlich benutzten Anlagen auf den Etagen einstellen. Jedoch sollte jedem Bewohner die Möglichkeit gegeben sein, aus diesem Pattern auszubrechen und sich einer anderen Gemeinschaft anzuschliessen. Zusätzlich zu diesem bloss nachbarschaftlichen Pattern sollte der gesellschaftliche Verkehr auf allen Ebenen treten und neue Beziehungsmuster bilden: gemeinsame Interessen, gemeinsam betriebener Sport, gemeinsam besuchte Vorlesungen und Übungen, Landsmannschaften, Vereine und blosse Sympathien. Zahlreiche solche informale Hierarchien sollten das Haus durchziehen und alle Teile miteinander verknüpfen.

Die Architektur sollte diese Bestrebungen in mehrfacher Weise unterstützen. Einmal sollen

Fortsetzung auf Seite 11

GAULOISES



Sind sie der Gauloises Typ?

(romantisch und lebensbejahend)

Lieben Sie es, dann und wann allein zu sein? Allein mit Ihren Gedanken, Ihren Wünschen, Ihren Platten? Spüren Sie den Zauber einer träumerischen Stimmung, wenn die Wirklichkeit in die Ferne rückt? Vielleicht schwingen die Töne Ihrer Lieblingsmelodie mit, vielleicht zerrinnt mit dem Rauch Ihrer Gauloises

ein Stück Melancholie, ... dem Leben immer wieder etwas Schönes, etwas Freundliches abgewinnen, etwas Wahres und Echtes – echt, wie die Gauloises selbst.

GAULOISES – ORIGINAL TABAC DE FRANCE. REIN, REICH, UNVERFÄLSCHT. UN PLAISIR SANS EGAL. FÜR ECHE TE RAUCHER!

G. 065/3 R



Vor u. nach dem Kolleg
eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich beim Pfauen

Chemie

Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

1000 Paare SKI

in Holz und Metall warten auf Sie! Riesenauswahl auch in Keilhosen, Skijacken und Schuhen. Günstig, da direkt ab Lager!

W. Stadelmann & Co. Zürich 5
Zollstraße 42 (beim HB) Telefon 44 95 14



Jeden Abend erstklassiger Pianist
Schönes Stübli für Essen jeder Art
Prima Küche. Zimmer ab Fr. 12.–
Television

Auch im
Winter sicher
fahren ...



mit Pneu und Schneeketten
vom Fachmann

**Zeitgemässe
Rabatte**

PNEUHAUS W. H. KLEINHEINZ
Culmannstrasse 83
(hinter Hotel Rigistrasse)
8033 Zürich Tel. 28 37 15

TABAK
Schramli
das alte gute
Spezialgeschäft
beim Poly



Geldwechsel
Reisechecks
Kreditbriefe
Benzincoupons
Schränkächer

Zürcher Kantonalbank

Hauptsitz
Bahnhofstr. 9, Zürich
Zweigstellen
im ganzen Kanton

Die Zentralstelle ist Dein Laden

Kunstdrucke

Schallplatten

med. Instrumente

Tonbänder

antiquarische Bücher

Papeteriewaren

findest Du dort zu studentischen Preisen

ZENTRALSTELLE DER STUDENTENSCHAFT

Künstlergasse 15

Haus der Uni-Kasse

SEITE DER WISSENSCHAFT

Nobelpreisträger und Studenten in Lindau

»Lindau liegt im Bodensee, wer's net glaubt geht selber het. Diesem Werbespruch sind wir gefolgt, als wir letzten Sommer eine Einladung zur Nobelpreisträgertagung nach Lindau erhielten. Lindau ist eine alte ehemalige Reichsstadt, deren Stadtkern auf einer Insel im Bodensee liegt, die durch eine Brücke und einen Eisenbahndamm mit dem Festland verbunden ist. Hier treffen sich abwechselungsweise seit fünfzehn Jahren jeden Sommer die Nobelpreisträger der Fachrichtungen Medizin, Chemie und Physik. Das Jahr 1965 war das Jahr der Physik. Aus der ganzen Welt waren die Physikpreisträger zu dem grossen »Familientreffen« zusammengekommen (die Professoren R. Mössbauer aus München, P. Jensen aus Heidelberg, M. Born aus Bad Pyrmont USA, O. Hahn aus Göttingen, W. Heisenberg aus München, G. von Hevesy aus Stockholm, R. Kuhn aus Heidelberg, J. Bardeen aus Urbana USA, W. Brattain aus Murray Hill USA, Sir J. Cockcroft aus London, P. Dirac aus Cambridge, W. Frossmann aus Düsseldorf, G. Hertz aus Berlin, Sir G. Thomson aus Cambridge, H. Yukawa aus Kyoto Japan, T. Lynen aus München).

Aber diese berühmten Häupter trafen sich nicht in der Absicht, im engen Kreise zu diskutieren und Erinnerungen auszutauschen; sie bezweckten vielmehr mit dieser Tagung in einer breiteren, fachlich interessierten Öffentlichkeit den Reiz zum wissenschaftlichen Streben und Forschen zu wecken. Daher kam auch eine grosse Anzahl von Rektoren, Dekanen, Professoren und wissenschaftlichen Mitarbeitern der Hochschulen und aus der Industrie nach Lindau. Aber nicht genug – dank grosszügigen Spenden von Seiten der Industrie wurden auch noch 470 Studenten aus Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, England, Frankreich und den USA eingeladen.

Diese bunt zusammengesetzte Gesellschaft widmete sich während einer Woche dem wissenschaftlichen Gespräch, dem Kontakt zwischen Lehrenden und Lernenden und der Freundschaft.

So haben die Laureaten jeden Morgen in Vorträgen über die neuesten Ergebnisse und über historisch bedeutende Entdeckungen berichtet, wie z. B. Prof. Dr. W. Heisenberg: »Die Sommerfeldsche Feinstrukturkonstante« oder wie Prof. P. Dirac: »Die Foundation of Quantum Mechanics«.

Die Nachmittage waren zur persönlichen Gestaltung frei; die Studenten und jüngeren Dozenten trafen sich meist am Strand, um zwischen Wasser und Minigolf über die Arbeiten an den verschiedenen Physikinstiuten im In- und Ausland zu plaudern.

Drei Anlässe bedürfen der speziellen Beachtung von Seiten der Studenten. Der Studentenabend, ein Tanzabend, an dem sich Preisträger, Professoren und Studenten zu ungezwungenen Gesprächen treffen können. Es war gar nichts Aussergewöhnliches, Professor Mössbauer mit einem Dutzend Studenten über Hochschulreform diskutieren zu sehen.

An einem Nachmittag standen die Nobelpreisträger den Studenten Red und Antwort. In kleinen

und grösseren Gruppen drängten sich die Studenten um die Laureaten und stellten unaufhörlich Fragen. »Wie, wann, warum, unter welchen Umständen... haben Sie Ihre weltbewegenden Entdeckungen gemacht?« Ein Kreuzverhör der Kriminalpolizei könnte nicht unangenehmer sein.

Der letzte Tag der Woche war dem freien Zusammensein aller Tagungsteilnehmer gewidmet, mit einem Sonderschiff fuhren wir von Lindau zur Insel Mainau und zurück. Dabei mussten sich die Laureaten einer Beschränkung unterwerfen, sie durften nie alle zugleich auf der gleichen Seite des Schiffes stehen, ansonsten dieses sich bedenklich zur Seite geneigt hätte, nicht etwa wegen der geistigen Substanz, sondern vielmehr wegen des studentischen Anhangs der Preisträger.

Wie alle derartigen Veranstaltungen wurde auch diese Tagung mit einer hochoffiziellen Eröffnungszereimonie begonnen, bei der die Vertreter der Behörden und der wissenschaftlichen Organisationen Grussbotschaften an die versammelten Tagungsteilnehmer richteten. Ich möchte hier nicht unterlassen, aus der Eröffnungsansprache von Herrn Professor Dr. S. Balke die Worte, die er an die Studenten adressiert hatte, wiederzugeben:

»Meine Damen und Herren, wir freuen uns, dass auch dieses Mal wieder zahlreiche Studierende an unserer Tagung teilnehmen. Ich begreisse diese Kommittoninnen und Kommittonen besonders herzlich und wünsche ihnen, dass sie aus dieser Stätte der Begegnung mit weniger Zweifeln scheiden als sie gekommen sind. Vor allem aber hoffe ich, dass der Impuls, der ausgeht von dem Erleben einer Gemeinschaft mit Gelehrten, welche die geistige Substanz der Welt bereichert haben, stark genug ist, um nachhaltig den Modeströmungen der Negation und der Resignation entgegenzuwirken. Vielleicht trägt dieser Ansporn dazu bei, jene weitverbreitete Geringung in der Studentenschaft auszuräumen, die im Studium eine Art tanfährige Beschäftigung mit Arbeitszettelung, Anspruch auf angemessenes Entgelt und Erfolgsgarantie sieht.

Die Tendenz zur Beschleunigung aller Erkenntnisvorgänge, der unser Bewusstsein unentbrochen ausgesetzt ist, erfordert Besinnung, Abstinenz von Unwesentlichen, ja einen kräftigen Schuss Asketismus im Cocktailbecher, den man sich gern schon im »way of life« des Studiums servieren lässt.

Wenn die junge Generation die Last der Verantwortung tragen soll, die ihr in wenigen Jahren auferlegt wird, muss sie – gerade weil sie unter materiell günstigeren Bedingungen aufwächst als manche früheren Jahrgänge – ihre geistige Krisenfestigkeit stärken. Das gern gebrauchte Argument, es fehle der Jugend an Leitbildern, wird jedenfalls hier in Lindau zur Ausrede. Natürlich hat jeder den Marschallstab im Tornister, nur kommen die meisten nicht zum Auspacken, weil sie zu schnell zum Ziel streben – wenn sie nicht sogar das Marschgepäck zu früh wegwerfen, um unbeschwert dem eigenen Ich leben zu können.«

Vortrag von Prof. Dr. R. Mössbauer, München

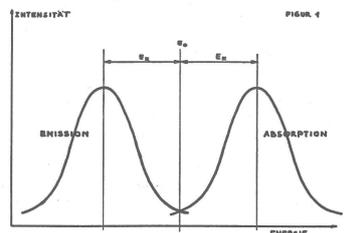
Resonanzfluoreszenz der Atomkerne

Professor Dr. Rudolf L. Mössbauer, München, geboren am 31. 1. 1929 in München, studierte an der T. H. München bei Maier-Leibnitz, arbeitete am Max-Planck-Institut in Heidelberg bei Bothe und promovierte 1958 in München mit einer Arbeit über »Kernresonanz-Fluoreszenz von Gamma-Strahlen im Iridium 191«. Der bei diesen Arbeiten entwickelte, nach ihm benannte Effekt brachte ihm den Nobelpreis in Physik 1961, den er mit Rudolf Hofstadter von der Stanford University teilte. Seit 1961 ist Mössbauer am »Institute of Technology« in Pasadena tätig, wird aber wieder nach München auf den Lehrstuhl für Experimentalphysik zurückkehren.

Wie in der Elektronenhülle der Atome, so existieren auch im Atomkern Energieniveaus. Durch Aufnahme diskreter Energiequanten kann der Kern in einen angeregten Zustand übergehen. Die benötigten Quanten sind aber viel grösser als diejenigen des sichtbaren Lichtes, deshalb gelingt die Anregung nur durch Beleuchtung mit energiereicher γ -Strahlung. Im allgemeinen fällt der Kern durch Emission eines Energiequantes sofort (10^{-10} sec) wieder in den stabileren Grundzustand; Fluoreszenz. Würde nun bei diesem Uebergang ein Quant gleicher Grösse emittiert, wie vorher eines aufgenommen wurde, so könnte dieses von einem Nachbaratom wieder absorbiert und anschliessend emittiert werden usw.: Resonanzfluoreszenz.

Diese Erscheinung wurde jedoch lange nicht beobachtet, weil die absorbierten Quanten und die emittierten nicht gleich gross sind. Es handelt sich dabei um einen Impulseeffekt: beim »Zusammenstoss« des Quants mit dem Kern muss der Gesamtimpuls erhalten bleiben. Da das Quant nach dem Stoss eine endliche Zeit im Kern verbleibt, wird der Impuls auf den Kern übertragen. Damit verbunden, erhält dieser auch kinetische Energie. Somit ist zur Anregung ein Quant nötig, welches einen um diesen Betrag grösseren Energieinhalt hat, als es die Energiedifferenz (E_0) zwischen den

beiden Kernniveaus verlangt. Analog wird ein Quant emittiert, welches um den gleichen Betrag (E_0 , kleiner als E_0 , ist (Fig. 1).

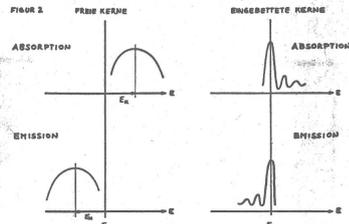


Unter Ausnützung des folgenden Tricks konnte der Engländer P. B. Moon 1951 die Kernresonanzfluoreszenz zum ersten Mal beobachten: Er bewegte die Strahlungsquelle relativ zum Adsorbens. So empfing dieses je nach der Richtung der Relativbewegung eine höhere oder tiefere Frequenz, als die Quelle aussandte (Dopplereffekt: Rennauto vor und nach der Tribüne). Andere Forscher arbeiteten mit Temperaturerhöhung. Daraus resultierte eine Linienverbreiterung der Energieniveauspektren, welche die Resonanz erleichterte. Diese Methoden haben jedoch nur in ganz speziellen Fällen zum Erfolg geführt.

Die Arbeit Mössbauers:

Eine brauchbare Methode zur Beobachtung dieser Erscheinung wurde erst 1955-59 in Heidelberg durch Rudolf L. Mössbauer entdeckt. Anstatt die Rückstossverluste zu kompensieren, verhinderte er sie durch eine geniale Massnahme: Er baute seine Atome in Kristallgitter ein. Bei tiefen Temperaturen reagiert nun das Atom auf den Stoss so, wie wenn es die Masse (m) des ganzen Kristalles hätte. So ist die Uebertragung des Impulses nicht mehr

mit einer so grossen Energieverminderung des Quants verbunden: der Impuls ist gegeben durch mv (v = Geschwindigkeit), die kinetische Energie hingegen durch $(m/2)v^2$; da bei gleichbleibendem Impuls und steigender Masse v abnimmt, v aber in der Formel für die Energie quadratisch vorkommt, lässt sich durch diese künstliche Vergrösserung der Masse der Energieverlust verhüten.



Mit dieser Methode lassen sich durch Variation der eingestrahelten Frequenz (wieder durch Ausnützung des Dopplereffektes, aber mit sehr kleinen Geschwindigkeiten, die gut zu realisieren sind:

»Erinnerungen an Einstein«

Geboren 11. 12. 1882 in Breslau. Sohn eines der Begründer der Entwicklungsmechanik, Prof. Gustav Borns. Studierte in Breslau, Heidelberg, Zürich und Göttingen Mathematik, Physik und Astronomie und promovierte 1907 in Göttingen. Weitere Studien in Cambridge und Breslau, 1909 Habilitation in Göttingen mit einer Arbeit über das relativistische Elektron. 1912 Gastvorlesungen an der Universität Chicago über Relativität. 1919 Extrajährige Arbeiten im Heeresdienst an Schallmessverfahren und 1. Buch »Dynamik der Schallgitter«. 1919 Ordinarium in Frankfurt, 1921 ebenso in Göttingen bis 1933. 1925/26 mit Heisenberg und Jordan Veröffentlichungen über die Quantenmechanik (Matrix-Mechanik) und über seine eigenen Untersuchungen der statistischen Deutung der Quantenmechanik. 1933 in Cambridge Stokes Lecturer für lineare Elektrodynamik, dann 6 Monate in Bangalore am Indian Institute of Science. 1936 Tait Professor of Natural History an der Universität Edinburgh bis zur Emeritierung 1953. 1954 Nobelpreis in Physik für seine statistische Deutung der Quantenmechanik und seine Kristallgittertheorie.

Professor Born berichtet, dass Einstein und er sich zum ersten Male bei der Naturforscherversammlung 1909 in Salzburg begegneten. Sie kamen sich näher, als er 1915 nach Berlin berufen wurde, wo Einstein ein Jahr zuvor eine Forschungsstelle an der Preussischen Akademie der Wissenschaften übernommen hatte. Schon dort während des Ersten Weltkrieges entpinn sich ein Briefwechsel von Haus zu Haus, der lebhafter wurde, als Born 1919 nach Frankfurt gegangen war. Der gesamte Briefwechsel bis zu Einsteins Tod ist erhalten. Born teilt kurze, charakteristische Abschnitte aus Einsteins Briefen mit und verbindet sie durch einen erklärenden Text. Politische Aeusserungen, die in den Briefen einen grossen Raum einnehmen, wurden weggelassen, weil ihr oft kritischer, scharfer Ton nicht in den festlichen Rahmen der Lindauer Tagung passt. Die zitierten Stellen werfen Licht auf Einsteins Persönlichkeit, auf die Eigenart und Grösse seines Wesens und auf die Art seines wissenschaftlichen Denkens.

Die Relativitätstheorie spielt in dem Briefwechsel keine grosse Rolle, da Born nur am Anfang seiner Laufbahn auf diesem Gebiet gearbeitet und

mm/sec) sogar Linienspektren mit Feinstruktur ermitteln.

Die Bedeutung von Mössbauers Arbeit:

1. Die emittierte Strahlung ist äusserst monochromatisch (enthält nur einen sehr kleinen Teil der Wellenlängen des Spektrums, etwa den 10¹⁰ten Teil der bisher erreichten Frequenzbreiten).

2. Diese geringe Frequenzbreite führt zu einer viel grösseren Energieauflösung, d. h. es können noch viel kleinere Energieeffekte festgestellt werden, als dies bis anhin mit anderen Methoden möglich war. Die Anwendungen dieser Methode erstrecken sich auf das gesamte Gebiet der Physik und der Chemie:

Noch genauere Atomuhren, Prüfung von Einsteins Relativitätstheorie durch terrestrische Messungen, Erfassen von Wechselwirkungen zwischen Kernen und Hüllen, Hinweise auf die Struktur der Elektronen in der Atomhülle, Ermittlung der magnetischen Struktur von Einkristallen, Aufklärung von Relaxationsmechanismen u. a. m.

Die Möglichkeiten der Resonanzfluoreszenz der Atomkerne sind heute noch keineswegs ausgeschöpft; diese wird in naher Zukunft noch viele Probleme der Physik und Chemie zu beleuchten helfen.

Vortrag von Prof. Dr. Max Born, Bad Pyrmont

später sich darauf beschränkt hat, durch Vorträge, Zeitungsartikel und ein Buch für Einsteins Gedanken einzutreten. Das wissenschaftliche Hauptthema ist die Quantentheorie, die bis zum Jahre 1925 ein sonderbares Gemenge aus klassischer Mechanik und sogenannten »Quantenbedingungen« war. Einstein schreibt einmal, man müsse sich eigentlich der Erfolge schämen, weil sie dadurch gewonnen würden, dass eine Hand nicht wisse, was die andere tue. Als dann im Jahre 1926 die Quantenmechanik von Heisenberg, Jordan und Born entwickelt wurde, war Einstein zunächst von ihr fasziniert, erklärte aber sehr bald, dass das nicht »der wahre Jakob sein könne; denn er glaube an feste Gesetze in einer realen Welt und lehne eine prinzipiell statistische Beschreibung der Naturvorgänge ab: »Der liebe Gott würfelt nicht.«

Der weitere Briefwechsel handelt dann hauptsächlich von diesem Gegenstand und gipfelt in einer Kontroverse, ausgelöst durch einen kritischen Aufsatz Einsteins, den er in einer Born bei seiner Emeritierung in Edinburgh gewidmeten Festschrift veröffentlichte. Born schildert die tragische Situation, durch die er zu einem wissenschaftlichen Gegner seines verehrten Freundes wurde, wobei er jedoch das Gefühl hatte, den von Einstein gewiesenen Weg des physikalischen Denkens zu Ende zu gehen, während dieser selbst stehengeblieben war. So wird die Sache wohl auch heute von den meisten Physikern beurteilt.

Diese Diskrepanz hat aber die Freundschaft der beiden nicht im geringsten beeinträchtigt.

Vortrag von Prof. Dr. Werner Heisenberg, Max-Planck-Institut, München

Die Sommerfeldsche Feinstrukturkonstante

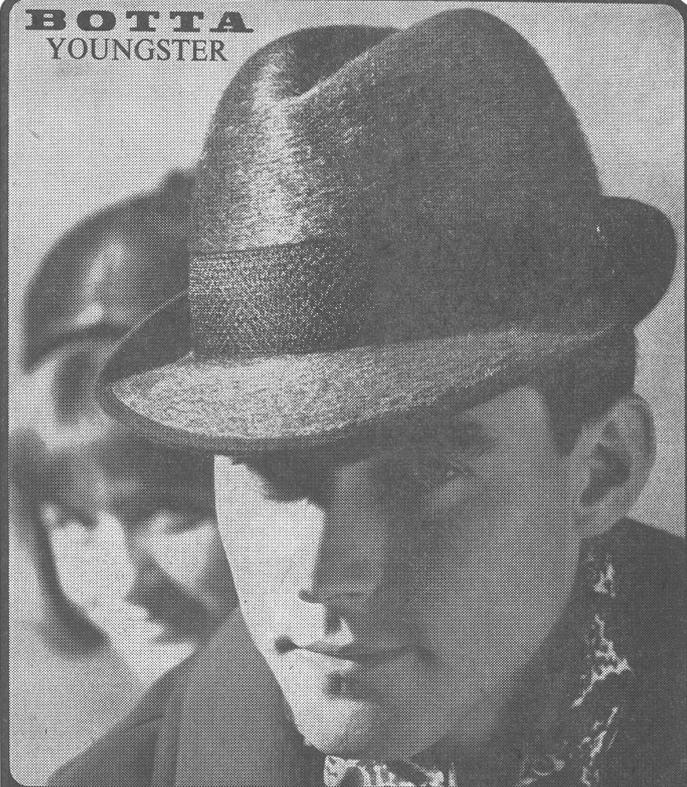
Professor Dr. Werner Heisenberg, München, geboren am 5. 12. 1901 in Würzburg, besuchte das humanistische Maximilians-Gymnasium in München, studierte Physik in Göttingen und Göttingen, arbeitete als Rockefeller-Stipendiat bei Niels Bohr in Kopenhagen und anschliessend dort als Lektor bis zur Berufung als Ordinarius für theoretische Physik nach Leipzig im Jahre 1927. 1929 hielt Prof. Heisenberg auf einer Weltreise Vorlesungen

Fortsetzung auf Seite 11



Von links nach rechts:
1. Reihe: Die Professoren W. Heisenberg, M. Born, G. von Hevesy, R. Mössbauer
2. Reihe: Die Professoren G. Hertz, Sir J. Cockcroft, J. Bardeen, P. Dirac

BOTTA
YOUNGSTER

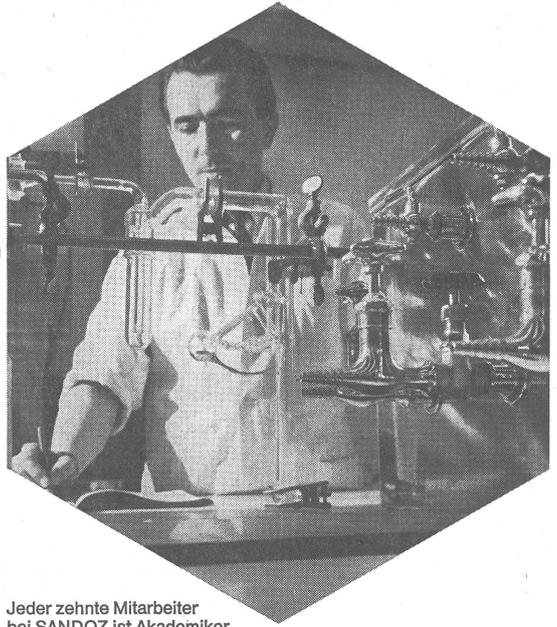


Botta lanciert für die Herbst- und Winter-Saison den YOUNGSTER — ein wirklich «junger» Hut. Setzen Sie ihn bei uns einmal auf... Sie werden ihn gleich mitnehmen, denn sein Preis ist nur Fr. 36.50.

Fein-Kaller

ZÜRICH Bahnhofstrasse 84 Sihlporte-Talstrasse 82 Central-Limmatquai 138 Boutique: Uraniastrasse 22

SANDOZ



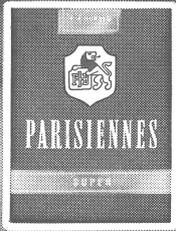
Jeder zehnte Mitarbeiter bei SANDOZ ist Akademiker. Das sind allein in Basel 550 Absolventen aller Fakultäten. Denn SANDOZ Basel ist nicht nur das Stammhaus von über 40 Tochtergesellschaften, sondern auch Verwaltungs-, Planungs- und, vor allem, Forschungszentrum des weltweiten SANDOZ-Konzerns.

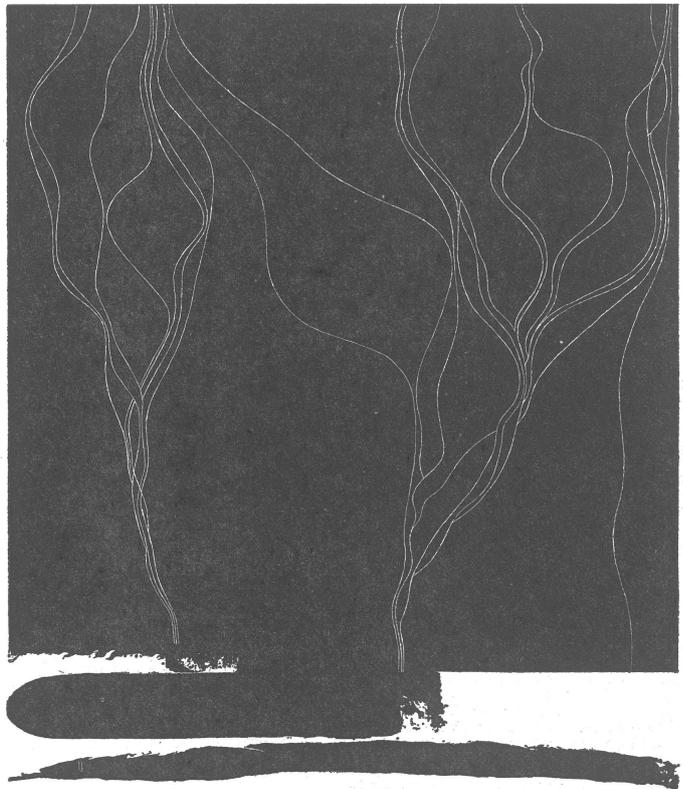


Ohne intensive und grosszügig dotierte Forschung ist kein Fortschritt möglich. Und Forschung braucht Nachwuchs. Industrielle Chemie ist angewandte Wissenschaft. SANDOZ AG Basel

Wie wohltuend die kurze Entspannungspause mit einer PARISIENNE! So reich und mild ist ihr Aroma — echt und rein der edle Tabak! PARISIENNES SUPER — die Cigarette unserer Zeit.

*entspannen...
geniessen...*





FÜR DEN VERWÖHNTEN RAUCHER DAS REICHE UND AUSGESUCHTE SORTIMENT. DAS SPEZIALGESCHÄFT FÜR RAUCHWAREN ALLER ART ST. ANNAHOF ST. ANNAGASSE, ZÜRICH 1

Fortsetzung von Seite 9

in Indien, Japan und in den USA. 1932 erhielt Prof. Heisenberg den Nobelpreis in Physik für seine Begründung der Quantenmechanik, deren Anwendung u. a. zur Entdeckung der Allotropen der Wasserstoffe geführt hat. 1941 Professor an der Universität Berlin, 1942 Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik, das er nach einer Periode in englischer Gefangenschaft 1946 in Göttingen in der Max-Planck-Gesellschaft als Direktor wieder errichtete. 1948 Vorlesungen in Cambridge, 1950 in den USA und Kanada. Seit 1957 als Direktor des Max-Planck-Instituts für Physik und Astrophysik in München tätig.

★

Vor ziemlich genau 50 Jahren, im Spätherbst des Jahres 1915, veröffentlichte Sommerfeld seine Arbeit zur Theorie des Wasserstoffatoms, in der er die Bohrsche Theorie durch die Berücksichtigung relativistischer Effekte verbesserte, um damit die Feinstruktur der Wasserstoff-Spektrallinien zu erklären. Das Verhältnis der feinen, nur schwer zu beobachtenden Linienaufspaltung zum relativ grossen Abstand verschiedener Spektrallinien im Wasserstoffspektrum wurde bestimmt durch die sogenannte »Sommerfeldsche Feinstrukturkonstante«:

$$\frac{e^2}{h \cdot c} = \frac{1}{137,04}$$

Sowohl die Voraussetzung (kugelsymmetrisches Elektron ohne Spin) als auch die angewandte mathematische Methode erwies sich später als falsch; doch da, um mit Heisenberg zu sprechen, »ein guter Physiker auch bei falschen Voraussetzungen zu guten Ergebnissen kommen kann«, erlangte die Sommerfeldsche Feinstrukturkonstante trotzdem eine fundamentale Bedeutung, wenn auch in anderer Hinsicht. Sie stellt nämlich als dimensionslose Grösse eine Beziehung zwischen drei grundlegenden Naturkonstanten her, so dass ihr eine sehr tiefgreifende Naturgesetzlichkeit zu Grunde liegen muss.

Diese drei Konstanten universeller Natur sind: — Die Lichtgeschwindigkeit c , die schon 1660 von Olav Römer bestimmt, aber erst 1905 aufgrund der speziellen Relativitätstheorie Einsteins als universelle Konstante erkannt worden ist. Sie sagt eigentlich etwas aus über die Beziehung zwischen Raum und Zeit. — Die Elementarladung e , die vor 100 Jahren aus der Faradayschen und der Loschmidtschen Zahl hätte freilich ermittelt werden können, ohne dass jemand den wichtigen Schluss auch schon gezogen hätte. Alle Elementarteilchen, wenn sie überhaupt geladen sind, tragen ein ganzzahliges Vielfaches der Elementarladung. — In neuester Zeit wurden Experimente durchgeführt, um kleinere Elementarteilchen zu finden, ohne dass man bisher etwas gefunden hätte (Gellmann: SU3-Untersuchungen, »Quark«-Teilchen, Versuche Cern).

— Das Plancksche Wirkungsquantum h , das der Schlüssel ist zum Verständnis aller Quantenerscheinungen in Physik und Chemie. Die Frage ist: Wie kann die dimensionslose Zahl $\frac{1}{137}$ theoretisch abgeleitet werden?

Da die Quantentheorie zunächst ohne Berücksichtigung der Relativitätstheorie entwickelt wurde, c und damit die Sommerfeldsche Konstante also gar nicht darin vorkamen, musste man bis zu den Diracschen Untersuchungen von 1928–30 über eine quantentheoretische Elektrodynamik warten, ehe man daran denken konnte, eine Theorie der Sommerfeldschen Konstante zu entwickeln. Alle Versuche, etwa von Eddington und Casimir, scheiterten indessen zunächst. Die Wurzel des durch die Feinstrukturkonstante ausgedrückten Zusammenhangs musste noch tiefer liegen.

Wie auch Dirac in seinem Lindauer Vortrag gezeigt hat, in welchem er neue Vorschläge zur weiteren Entwicklung der Quantenelektrodynamik gemacht hat, wie aus den Vorträgen über Elementarteilchentheorie von Jensen und Yukawa hervorgeht, ist, darf die Quantenelektrodynamik noch nicht als ein abgeschlossenes Gebiet betrachtet werden. Erst wenn man auch die Ergebnisse

der Elementarteilchenphysik miterücksichtigt, lässt sich eine Antwort auf die gestellte Frage finden.

Zwei Schritte sollten sich im weiteren als folgenreicher erweisen:

- Die Diracsche Voraussage der Antiteilchen (1932), die kurz darauf experimentell nachgewiesen werden konnte, und die
- Theorie der Kernkräfte von Yukawa: Stossen zweier Teilchen mit grosser Wechselwirkung aufeinander, so entstehen viele Elementarteilchen der verschiedensten Sorten. Theoretisch wurde diese Tatsache gedeutet durch die Formulierung: »Jedes Elementarteilchen besteht aus allen andern Elementarteilchen«, und: »Energie wird Materie dadurch, dass sie sich in die Form eines Elementarteilchens begibt«.

Was aber ist »Form«? Gemeint sind damit die Transformationseigenschaften des Raumes; nur wenn die Symmetrie- und Transformationseigenschaften bekannt sind, hat obiger Satz einen bestimmten Sinn. Genau dies ist aber die Aufgabe einer einheitlichen Elementarteilchentheorie. So stellt Heisenbergs einheitliche Feldtheorie der Elementarteilchen, bisweilen im Blick-Stil »Weltgleichung« genannt, einen Versuch dar, aus den bekannten Transformationseigenschaften für Elementarteilchen ein System zu entwickeln, das alle Teilchen enthält. Heisenbergs Theorie ist in den letzten Jahren durch die experimentellen Ergebnisse vielfach bestätigt und gefestigt worden. Es sind auch seit 15 Jahren keine neuen Transformationseigenschaften für Elementarteilchen mehr entdeckt worden, so dass damit eine Grundlage gegeben scheint, die auch eine theoretische Bestimmung der Feinstrukturkonstanten erlauben sollte. Die Schwierigkeiten indessen sind gross und mannigfaltig; insbesondere die Elementarteilchen mit der Ruhemasse 0, also vor allem die Quanten des elektromagnetischen Feldes, wie etwa die Photonen des sichtbaren Lichts, schienen eine besondere Rolle zu spielen: einmal musste es erstaunen, dass die Ruhemasse genau und gerade 0 ist (die Masse wird ja aus einer Eigenwertgleichung bestimmt),

und zudem wird durch die Photonen eine der Grundstrukturen verletzt, indem die Photonen (= elektromagnetische Wechselwirkungen) invariant sind gegen Transformationen der Isospin-Gruppe.

Die Lösungsversuche setzten an zwei Stellen ein: *Erstens* galt es, die geeignete mathematische Methode zu finden. Dabei fiel auf, dass gewisse Analogien bestehen zwischen den Elementarteilchen und den Elektronen der Festkörperphysik in der Bändertheorie. Auf jenem früher ungenutzten Gebiet wurden aber in letzter Zeit im Zusammenhang mit der Supraleitfähigkeit mathematische Methoden entwickelt, die nun auch in der Feldtheorie wieder Erfolg versprochen. Freilich sind diese Methoden noch nicht streng: Existenz- und Konvergenzbeweise liegen noch in weiter Ferne.

Zweitens stellte Goldstone ein Theorem auf, wonach die Existenz von Elementarteilchen mit verschwindender Ruhemasse mit der Verletzung von Symmetriebeziehungen zusammenhängt (entarteter Grundzustand).

Die Symmetriegruppe, die in der Elektrodynamik verletzt wird, ist aber — wie oben erwähnt — die seit über 30 Jahren bekannte Isospin-Gruppe. Die Theorie bedingt in der Folge auch die Ruhemasse 0, weil sonst, wie Dirac gezeigt hat, unendliche Wechselwirkungen existieren müssten.

Aufgrund dieser Tatsachen konnte uns in einer Arbeit des Münchner Max-Planck-Instituts die Sommerfeldsche Feinstrukturkonstante aus der Heisenbergschen Elementarteilchentheorie berechnet werden. Der erhaltene Wert $\frac{1}{20}$ stellt angesichts der verwendeten mathematischen Näherungsmethoden ein gutes Resultat dar. Heisenberg sagte in Lindau zum Ergebnis dieser Arbeit von Dürr, Yamazaki und Yamamoto: »Qualitativ scheint der Zusammenhang klar vor unseren Augen zu liegen. Zwischen den leichten und den schweren Elementarteilchen bestehen Beziehungen, die gerade durch die besonderen Eigenschaften des Lichtquants hergestellt werden.«

Wolfgang Auwaerter/Sergio Pellegrini
Dieter Würsch

Hans Albrecht Moser

Erinnerungen eines Reaktionärs

Copyright by Artemis-Verlag

Geschäften hatte zu Schulden kommen lassen, aufgedeckt, worauf er freiwillig aus dem Leben schied. Aufgefalle ist mir seine Art zu grüssen. Begegneten wir uns auf der Strasse, so erwiderte er meinen Gruss mit einer Gebärde der grössten Ueberraschung.)

Ich nehme die Aufzeichnung einzelner Gedanken wieder auf, die ich im Dahinwandern gefunden habe. Gedanken sind keine anschaulichen Erlebnisse, aber allen Gedanken liegen Erlebnisse zu Grunde, alle werden durch Erlebnisse angeregt.

Immer wieder fällt mir auf, an wie vielen Situationen man im Leben vorübergegangen ist, die eine schlimme oder gar eine tragische Wendung hätten nehmen können.

In der Freude überholen wir die Zeit, in der Langeweile überholt sie uns.

Wie reizend ist ein Kätzchen, das reizend ist, ohne es sein zu wollen; und wie grässlich ist daneben ein gefallsüchtiges Weib! Der gefallsüchtige Mann, den es auch gibt, ist wenigstens komisch und bereitet darum Vergnügen.

Einsicht setzt Beziehung zu dem, was ein-gesehen werden soll, voraus. Fehlt diese Bezie-

hung (bei Kindern, bei Geistesschwachen, bei Verbrechern), so kommt keine Einsicht zustande und man predigt zu tauben Ohren.

Ich glaube, im Alter erlebt man alles in seiner Vergänglichkeit. Man denkt nicht mehr: Jetzt ist Sommer, sondern denkt: Bald ist es Herbst.

Wir alle stehen im Kugelregen des Lebens. Sich dagegen zu schützen, gibt es nur eines: weitergehen! Wer still steht, wird getroffen.

Unser grösster Feind ist die Bequemlichkeit, und einer höheren Aufgabe wegen unsere Bequemlichkeit aufzugeben heisst, den Philister in uns überwinden.

Abhängigkeit bekommt nicht gut, weder dem, der abhängt, noch dem, von dem er abhängt.

Eine verunglückte Einladung ist wie ein beschädigtes Geschenk. Und doch muss man sich hier wie dort herzlich bedanken. Die Herzlichkeit schmeckt aber nach einem Kuchen, auf den man Salz statt Zucker gestreut hat. Gelegenheit seine Meisterschaft zu zeigen in guter Miene zu bösem Spiel.

Schön heissen wir, was uns anzieht, hässlich, was uns abstösst. Jede andere Definition scheint mir fraglich.

Abgewiesen werden ist besser als ungenom-men werden.

Jede »natürliche« Erklärung eines rätselhaften Vorganges beruhigt und enttäuscht zugleich. Gott sei Dank, denken wir, und wie schade gleich nachher. Wir haben Angst vor Leben und sind müde der Vernunft.

Sonne dich nicht an deinen Erfolgen, der Misserfolg ist schon unterwegs.

Da das Leben überall unfertig ist, gleicht sein Aufbau einem Haus, das nur mit halbgebauenen Steinen gebaut ist. Früher oder später muss es einstürzen, das Haus und das Leben.

Wenn ein Mensch Schlechtes von sich erzählt, so sagen wir von ihm, auch wenn uns sein Schlechtes abstösst, er sei immerhin ein ehrlicher Mensch. Warum sagen wir von ihm nicht das Gleiche, wenn er Gutes von sich zu erzählen weiss? Wir sind doch eine Mischung von Gutem und Schlechtem, also muss er auch Gutes von sich zu erzählen haben.

Wie schön ist die Welt, wenn unser Blick nur über sie hinwegleitet! Wie traurig ist sie aber, wenn man überall näher zuseht! Aber vielleicht ist der über die Welt hinwegleitende Blick doch im Recht.

Der Geist braucht etwas, das ihn aufzieht. Eindrücke ziehen ihn auf.

Mit den Schülern verhält es sich ähnlich wie mit den Patienten. Lehrer und Arzt können wohl ein wenig nachhelfen, damit es rascher vorangeht, die Hauptsache leistet aber die Natur, also das Talent des Schülers, der Körper des Patienten.

Eine Ordnung herstellen ist eine prächtige Aufgabe; eine Ordnung aber einhalten, wird mit der Zeit langweilig.

Das Bestreben unserer Zeit, allen den Aufstieg zu ermöglichen, bewirkt, dass viele daran vorübergehen, worin sie ihr Bestes leisten könnten. Es geht ihnen nur noch um den Aufstieg, nicht um ihr Bestes.

Es gibt nicht nur ein sentimentales Getue, es gibt auch ein sachliches Getue.

Gegen den »Unentwegten«. Ist, wie ihr meint, der Pessimismus heute eine Mode, so war es höchste Zeit, dass er Mode wurde. Zu lange, viel zu lange war der Optimismus Mode und schlug die Menschen mit Blindheit.

Wir alle leben gegen unser Wissen, wie wir leben sollten, gegen unser Gewissen, gegen Gott, und wir versuchen, dieses Leben aufrechtzuerhal-

ten, solange unsere Kraft dazu reicht. Aber einmal versagt diese Kraft bei Gott, und dann erfolgt der Zusammenbruch vor Jedem.

Ich liebe keine Feste. Die Herzlichkeit, die da aufgezogen wird, ist selten mehr als Uebertün- chung der bestehenden Zwistigkeiten und dauert nicht länger als der Schmuck der festlichen Tafel.

Nur nichts von dieser Welt erhoffen, nur nicht auf diese Welt zählen! Heute schliesst ein Staat mit einem andern Staat ein ewiges Bündnis, morgen verbündet sich der eine Staat mit dem Feind des andern Staates. Heute fängst du mit ihr voll Zuversicht ein neues Leben an, morgen schleicht du gebrochen hinter ihrem Sarge drein. Heute wirst du auf einen Sockel erhoben, morgen schmeisst dich ein Fusstritt vom Sockel herunter...

Mit der unanständigen Gesinnung mancher Menschen heisst es, sich abfinden. Es hat weder Sinn, sich darüber zu ereifern, noch zu versuchen, ihre Sinnesart zu ändern. Glücklicherweise bietet die Erde noch genug Raum, ihnen aus dem Wege zu gehen. Ueberhaupt Raum! Was täte man, wenn es den nicht gäbe, wenn man nicht aus dem Wege gehen könnte!

Der satanische Charakter des Lebens kommt nie deutlicher zum Ausdruck, als wenn gute Menschen sich nicht vertrauen können.

Wer sich an dieses Leben bindet, gleicht einem ahnungslosen Kinde, das seine Schaukel an einem morschen Ast aufhängt. Was ist denn nicht morsch in diesem Leben?

Ich gehe durch eine Menschenmenge, Gesichter, Gesichter, Gesichter! Immer dasselbe in anderer Kombination. Wen erinnert das nicht an ein Kaleidoskop?

Wer sich bewusst ist, dass alles anders ist, als es erscheint, verliert im Leben alle Sicherheit. Es ist die Unsicherheit des Unmaskierten unter lauter Maskierten.

Ueber die Liebe

Der Bewusstseinsraum, in dem ich mich befinde, drängt mir noch andere Erinnerungen auf. Abenteuer halten wach. Verbotene Liebe ist ein Abenteuer. Also hält verbotene Liebe die Liebe wach.

Das beste Mittel, eine verbotene Liebe zum Abklagen zu bringen: man erlaube sie.

Frauen wollen auf ihre Männer stolz sein können, sonst gibt es keine glückliche Ehe.

Männer, die ihren Frauen imponieren wollen, und Frauen, die für ihre Männer ehrgeizig sind! Aber, aber, meine Herren und Damen...!

Alle Zuneigung ist erotisch. Freundschaften ohne erotisch getönte Zuneigung sind ausnahmslos Geschäftsfreundschaften (im weitesten Sinne verstanden).

Es ist eine peinliche Tatsache, dass der Mensch sein Leben einem Akt verdankt, der einestells Gegenstand unzähliger Witze ist, andernteils Anreger zu unzähligen Verbrechen. Mit dem Schwinden des menschlichen Wertes sinkt auch die Peinlichkeit dieser Tatsache.

Der berühmte Mann braucht nur zu pfeifen, dann hängen die Mädchen, die Fräulein, die Frauen ihre Freunde, ihre Bräutigame, ihre Männer an den Nagel und kommen herbeigeflattert.

Die Liebespaare werden von Frühling zu Frühling ungenierter und verlieren das Gefühl dafür, dass die Strasse schliesslich kein Bett ist. Und niemand getraut sich dagegen aufzubegehren, aus Angst, für rückständig gehalten zu werden. Treiben ist die Liebespaare so weiter, so wird sich ihr Verhalten von dem der Hunde kaum mehr unterscheiden. Kommt aber die Sitte einmal ganz auf den Hund, dann beginnt die rückläufige Entwick-

lung der Menschheit. Manche behaupten, sie sei schon in vollem Gang.

Ach ja, die Frauen von vielbeschäftigten Männern! Ich glaube, sie haben es sich anders vorgestellt. Aber die vielbeschäftigten Männer, ganz in ihrer Arbeit aufgehend, in Kommissionen sitzend, dicke Bücher studierend, haben keine Zeit für die Dinge, die sich die jungen Frauen dazu noch hübsch und haben dazu noch Temperament, so leben sie bestenfalls immer am Rande der Katastrophe. Aber nicht alle begnügen sich mit dem Randal. Arme junge Frauen, arme vielbeschäftigte Männer! Beide träumten und träumen noch von Dingen, die sie nie erfüllen werden.

Da trat der andere her, las, was ich geschrieben hatte, und meinte dann: Sie scheinen von der Liebe, vom Weib und von der Ehe nicht gar hoch zu denken.

Im Gegenteil, antwortete ich, ich denke von der Liebe, vom Weib und von der Ehe sehr hoch, vielleicht zu hoch, aber was ich sehe, steht nicht gerade hoch.

Nachdem er weggegangen war, verweilte ich noch einige Augenblicke in diesem Bewusstseinsraum und schaute mich um. Ich sah nur dummes Zeug herumliegen. Die Bemerkung des andern hatte mir die Laune verdorben. Also wandte ich mich ab und begab mich in andere Bewusstseinsräume.

Fortsetzung von Seite 7

Studentisches Wohnen

keine abgeschlossenen Systeme, »Sackgassen«, entstehen, in welchen man einseitig aufeinander angewiesen ist. Ueberall muss es Durchgänge und Fluchtwege geben. Sodann soll eine gewisse Unübersichtlichkeit das Privatleben des einzelnen garantieren, ohne aber die soziale Kontrolle aufzuheben. Ebensovoll, wie die Freiheit besteht, einmal spät nachts erst nach Hause zu kommen, muss auch die Möglichkeit bestehen, inmitten einer übermütigen Gesellschaft unbeobachtet »seriös« zu leben und regelmässig zu arbeiten und zu schlafen. Andererseits sorgt die Anlage der gemeinsamen Einrichtungen dafür, dass der einzelne in Kontakt mit grossen Teilen des Gebäudes kommt. Auf dem Wege von der Einfahrt zu seinem Zimmer, vom Garagenplatz zur Arbeit oder zur Mensa durchschreitet er ständig Gebäudeteile, die ihn eigentlich nichts angehen. Die Unübersichtlichkeit des Gebäudes führt also nicht dazu, dass er sich in gewissen Teilen desselben fremd und unwillkommen fühlen kann.

Was das Leitungssystem des Hauses anbelangt, so sind wir der Meinung, dass hier Erfahrungen erst gemacht werden müssen. Von der Architektur her sollte hier möglichst wenig determiniert werden. Verschiedene Ordnungssysteme sollten möglich sein. Es ist das ökonomische Ziel und darüberhinaus ein pädagogisches, dass mit wenig »Leitung« ein grosser Ordnungseffekt erzeugt wird. Auch hier messen wir der sozialen Selbstkontrolle eine grosse Rolle zu. Wir möchten es vermeiden, dass auf soundso viele Studenten ein aufsichtsführender Senior und auf soundso viele Senioren ein Heimleiter kommt. Wir halten es für möglich, eine gewisse informelle Rolle dem Reinigungspersonal zu übertragen. Falls dieses System aber nicht funktionieren sollte, müssen andere Leitungssysteme ohne architektonische Veränderung möglich sein. Das vorgeschlagene Bausystem eignet sich dazu, Wohnungen und Einzelzimmer, Appartements für Leitungspersonal, Hauspersonal usw. sowie grössere Zimmer für Assistenten und junge Dozenten in beliebiger Weise zu kombinieren.

Dissertationen
Offsetdruck
Dissertationen
Buchdruck
Dissertationen

Am vorteilhaftesten mit preisgünstigstem IBM-Satz (Kohleband). Per Doppelseite inkl. Beschriftung, Verkleinerung, Papier und Druck (300 Ex.). Fr. 42.00 Fotokopien Fr. 0.50. Alle Drucksachen preisgünstig.

Organisation Kolb
Uraniastr. 20, 8001 Zürich
Tel. 25 78 35/36, 23 24 68

Eusi Meinig

Der Kampf um ein neues Bodenrecht tritt in die entscheidende Phase

Im Jahre 1963 reichte die Sozialdemokratische Partei eine Initiative gegen die Bodenspekulation ein, die mit 131 152 gültigen Unterschriften versehen war. Sie eröffnete damit mit einem Paukenschlag die Diskussion um ein neues Bodenrecht und um eine wirkungsvolle Landes- und Regionalplanung. Richtigerweise setzte der Bundesrat eine Expertenkommission aus angesehenen Juristen und Volkswirtschaftlern ein, um den ganzen Fragenkomplex zu überprüfen. Diese Kommission arbeitete einen sehr brauchbaren Gegenvorschlag aus, der aber beim Departement von Moos keine Gnade fand. Dieses gebar einen Gegenvorschlag zum Gegenvorschlag, der so nichtssagend und wirkungslos war, dass er selbst bei den zur Vernehmlassung eingeladenen Kantons-

regierungen keine Gnade fand. Unter dessen hat der Bundesrat den folgenden Entwurf ausgearbeitet:

Art. 22ter der Bundesverfassung

- 1 Das Privateigentum ist in den Schranken der Rechtsordnung gewährleistet.
- 2 Der Bund und die Kantone können im Rahmen ihrer verfassungsmässigen Befugnisse auf dem Wege der Gesetzgebung das private Eigentum im öffentlichen Interesse beschränken. Solche Beschränkungen begründen in der Regel keine Entschädigungspflicht des Gemeinwesens. Wenn jedoch die Beschränkungen den Eigentümer besonders hart treffen, ist Entschädigung zu leisten, soweit die Bundesgesetzgebung keine andere Ordnung aufstellt. Die Entschädigung ist unter

Abwägung der Interessen der Allgemeinheit und der Betroffenen zu bestimmen.

- 3 Der Bund schafft die Grundlage einer zweckmässigen Besiedlung des Landes und Nutzung des Bodens. Er fördert deren Verwirklichung in Zusammenarbeit mit den Kantonen.

Mutiger Bundesrat – erschrockene Verbände

Der Vorschlag des Bundesrates ist eine taugliche Grundlage zur Lösung des sozialen und wirtschaftlichen Problems Nr. 1. Nach der Meinung der Sozialdemokraten bedarf er noch gewisser Ergänzungen. Er würde aber im grossen ganzen als Gegenvorschlag akzeptiert. Es geht ja den Sozialdemokraten nicht darum, unbedingt ihr eigenes Produkt durchzusetzen, sondern eine brauchbare Verfassungsbestimmung zu erhalten, auf deren Grundlage sich eine zweck-

mässige Neuordnung des Bodenrechts aufbauen lässt.

In den sogenannten »liberalen« Zeitungen und von den Verbänden à la Gewerbe-, Hauseigentümer- und Arbeitgeberverband wird aber gegen den Bundesrat Sturm gelaufen. Wir erleben das groteske Schauspiel, dass der Bundesrat, der so oft als konformistisch und übervorsichtig bezeichnet wird, den massgebenden wirtschaftlichen und politischen Organisationen rechts von der Sozialdemokratie als zu mutig und zu fortschrittlich erscheint. Stellen Sie sich vor, der Bundesrat an der Spitze des Fortschrittes...

Die kommenden Monate werden zeigen, ob es ausserhalb des Bundesrates und der Sozialdemokratie noch genügend politischen Mut und Gestaltungskraft gibt, um eines der dringenden Probleme unserer Zeit zu lösen...

Sozialdemokratische Partei des Kantons Zürich

Wie gut ist eine Zeitung eigentlich?

Ganz einfach: so gut wie die Leute, die sie gestalten; so gut wie ihre Redaktoren, Korrespondenten und Mitarbeiter.

Die hier abgebildeten Damen und Herren werden den meisten unter Ihnen bekannt sein – vom Fernsehen, vom Radio, von Vorträgen und natürlich von ihren Artikeln in der Zeitung. Es sind prominente Redaktoren und Korrespondenten des Tages-Anzeigers: einige von insgesamt über 30 Redaktoren, einige von insgesamt über 200 Korrespondenten und Mitarbeitern. Imposante Zahlen, kann man sagen. Doch versteht es sich im Grund,

dass ein Blatt wie der Tages-Anzeiger auf ein starkes Redaktionsteam und auf ein dichtes Informationsnetz im In- und Ausland angewiesen ist.

Wir wollen uns deshalb nicht mit Zahlen brüsten. Zahlen sind Quantitäten. Uns geht es um die Qualität der Zeitung und ihrer Gestalter. Unser journalistischer Ehrgeiz besteht darin, dem Leser jeden Tag ein im richtigen Sinn aktuelles,

geistig durchdachtes und handwerklich sauber gearbeitetes Blatt in die Hand zu legen.

Hunderttausende wissen das Ergebnis solcher Bemühungen zu schätzen. Wir glauben, dass es Ihnen nicht anders ergehen wird. Prüfen Sie selbst!

Ich wünsche den Tages-Anzeiger während 10 Tagen gratis ins Haus geliefert

Name:
Vorname:
Strasse:
PLZ + Ort:

Senden Sie diesen Bon an:
Tages-Anzeiger, Vertrieb, Postfach, 8021 Zürich

Tages-Anzeiger

Überparteiliche schweizerische Tageszeitung



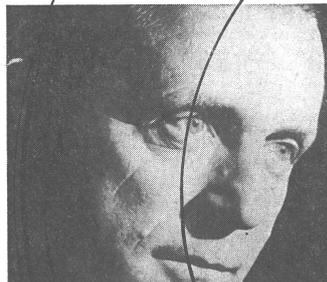
Dr. Walter Stutzer, Chefredaktor



Emil Bölle, Moskau



Laure Wyss, Redaktion TA7



Dr. Kurt Pahlen, Montevideo



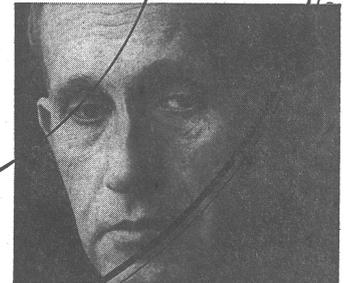
Dr. A. E. Hohler, Leiter der TA7-Redaktion



Peter Frey, Leiter der Auslandsredaktion



Annemarie Schwyter, Madrid und Bern

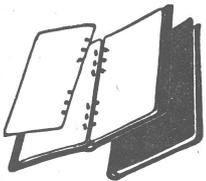


Dr. Joseph Mannheim, New York

**Lichtpausen
Plandruck
Offsetdruck
Photokopien
Dissertationen**

Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniastr. 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40



BIELLA

Kolleg- und Taschenringbücher

mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt. In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich.

6 Menus gratis...

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte.
(Keine Vorauszahlung, keine Verpflichtung).
Tellerservice ab Fr. 2.20



Das alkoholfreie Spezialitäten-Restaurant am Hirschenplatz in nächster Nähe der Uni.

Jeden Dienstag und Freitag:
Treffpunkt der Wähen-Liebhaber
(eigene Konditorei)

THEATER am HECHTPLATZ

Täglich 20.30 Uhr der große Erfolg



Jeden Mittwoch, Samstag und Sonntag, 15 Uhr
spielt die Zürcher Märchenbühne



ein Dialektmärchenspiel
bearbeitet von Jörg Schneider
Vorverkauf täglich ab 15 Uhr, Tel. 34 82 84
an Märchenspieltagen ab 18 Uhr

14W/34

THEATER

Neuer Wind im Zürcher Theaterleben

Nun ist es soweit: Zürich erhält eine zweite Schauspielbühne, die uns laufend mit der neusten dramatischen Literatur bekannt macht. Die Zeiten sind also vorbei, da man voller Sehnen Programmzettel umliegender Theater studierte und sich ausrechnete, wie teuer ein Vorstellungsbuch, das Bahnblättel mit eingeschlossen, kommen würde, um die wichtigsten zeitgenössischen Stücke zu sehen. Ist ein Wunder geschehen? Das Wunder ist klein. Es heisst: Aus Fehlern wird man klug.

Schon letzte Saison versuchte die Verwaltungsabteilung des Stadtpräsidenten im Theater am Neumarkt moderne Stücke anzusetzen. Sie stellte die Bühne, Laien- und Berufsgruppen zur Verfügung. Resultat: Grosses Kunterbunt, was das Programm anbelangte, und teilweise fragwürdige Qualität der Aufführungen.

Dem soll nun abgeholfen werden: Vom nächsten Jahr an zeichnet ein erfahrener Theatermann für die künstlerische Leitung verantwortlich: Felix Rellstab. Als Leiter des Bühnenstudios Zürich ist er mit den hiesigen Verhältnissen bestens vertraut.



Slavomir Mrozek

Trotzdem: Schüleraufführungen des Bühnenstudios werden keine stattfinden. Gespielt wird mit erfahrenen Berufsschauspielern. Ebenso wichtig aber: Modernes Theater! Mäzen bleibt weiterhin die Stadt.

Herr Rellstab beantwortete unsere Frage: »Von welchen Richtlinien lassen Sie sich leiten in der Gestaltung des Spielplanes?« wie folgt:

»Lassen Sie mich mit der Negation beginnen: Wir wollen nicht nachholen, was in den letzten

Gesucht und gefunden: den »Durchschnittstraumstudenten (mit einem Text) und eine Pussycat, welche die vielen ausgefüllten, uns zugeschickten Testformulare auswertete. Also:

Tschitti-tschitti-bäng-bäng

Nicht vom spektakulärsten Bilderbuch aller Zeiten und schon gar nicht von Autoveteranen soll hier die Rede sein.

Unentschieden von Sportwagen gegen 2-Chevaux. Blau gewinnt gegen Braun. Johnson schlägt Napoleon um einen Punkt. – Der findige Leser hat längst gemerkt: es geht um den Traumstudenten. Die vielen Einsendungen sind dadurch gerechtfertigt, dass es viel leichter ist, eine charmante Studentin als einen Traumstudenten zu finden.

Um auf das Bilderbuch zurückzukommen – unser Prinz hat folgendes Aussehen: 1,80 gross, schlank, braunes Haar, kein Schnurrbart (weshalb Geschäft für Rasierapparatebauer), sehnte Hände und blaue Augen. Wir Zürcher wissen ja, was blau ist. Ich meine wegen des Sees. Und die Fremden, die lesen es eben von den blauen Augen ab.

Der Traumstudent tritt auf wie Belmondo in »Wälderrauschen im Tiroler: Weisses Hemd, dunkle Krawatte, Pullover, Sportjackett, kurze Socken. Ueberhaupt liebt er die Berge. Schliesslich war er Pfadfinder, allzeit bereit und kameradschaftlich. Er verkehrt gern mit Leuten, die die gleiche Uniform tragen. Vielleicht geht er deshalb in erstklassige Restaurants. Vermünftig und modern, raucht er wenig, denkt liberal, ist Hausmannskost und mag intellektuelle Frauen. – Wieso aber ist er für das aktive Frauenstimmrecht? Ich meine, ein richtiger Mann ist eigentlich dagegen. Nur der Traumstudent kann sich das leisten.

Seine Hobbies: Hundezucht und lange Spaziergänge (vorzugsweise während sie Geschirr spült), Tennis oder Golf, Eifersucht.

Auf einer seiner Europareisen muss sich der Traumstudent für Johnson begeistert haben und schickte Napoleon nach Italien. – Der Traumstudent geht viel lieber ins Theater als in eine Revue. Meint sie. Er zieht Renoir Picasso vor und liess seine erste grosse Liebe in Brüche gehen. Allbekannt, wie gern Frauen flicken. Seine Liebe – ein Auto, das einen Baum umarmt hat. ... beides ging in Brüche (entweder war es der falsche Baum oder das falsche Auto).

Eines bleibt ungeklärt: wie kommt es, dass er sowohl Sportwagen als auch 2-Chevaux fahren möchte? Mit solch gegensätzlichen Charakteren kann es nur zum Zusammenstoss kommen. Bäng!

Pussycat
Man richte sich danach, soweit es eben geht, Kampf der Charmellosigkeit! (Red.)

zehn Jahren versäumt wurde. Wir suchen direkt den Anschluss an die zeitgenössische dramatische Literatur, ohne aber zu experimentieren. Wir werden die Stücke spielen, die uns heute etwas sagen und die von der Form her interessant sind.

Es darf im Theater am Neumarkt aber auch gelacht werden. Es sollen ebenfalls moderne Unterhaltungstücke den Weg in unser Haus finden.«

Es lohnt sich, an dieser Stelle den angekündigten Spielplan genau nachzusehen. Am 12. Januar eröffnet das Theater am Neumarkt sein Programm mit dem Stück »Das Gartenfest« von Vaclav Havel unter der Regie von Felix Rellstab. Dieses Stück zeigt das Verhältnis des Menschen zur Sprache und das Problem des Erfolges. Havel ist ein junger tschechischer Autor, dennoch trifft sein Stück nicht nur östliche, sondern auch westliche Zustände und Verhaltensweisen. Eine besondere Delikatessens wird in unserer Stadt Ende Januar / Anfang Februar das Gastspiel des bedeutenden deutschen Schauspielers Bernhard Minetti mit den beiden Einaktern »Das letzte Band« von Samuel Beckett und »Der Schulmeister« von James Saunders. Dem Gastspiel folgt anfangs Februar als schweizerische Erstaufführung »Bitterer Honig« von Shelag Delaney, ein Stück, das das Generationsproblem zum Thema hat. Die englische Autorin schrieb es 1958 mit 18 Jahren und wird zitiert in einem Atemzug mit Wesker, Arden und Pinter genannt (zweite Eigeninszenierung, Regie: Klaus Steiger).

Vom 23. Februar bis 14. März gastiert das Schauspielhaus Zürich mit Slavomir Mrozek »Tango« – ebenfalls eine schweizerische Erstaufführung. Regie führt Kurt Beck.

Zwischen 16. März und Ende Mai sind weiter vorgesehen: »Naive Tauben«, eine Komödie von Roland Dubillard (schweizerische Erstaufführung, Regie Reinhard Spörrli).

Die Uraufführung dreier mexikanischer Einakter, Regie: Reinhard Spörrli. »Lüliebe«, eine Komödie von Murray Schisgal, Regie: Ettore Cella. »Bericht an eine Akademie« von Franz Kafka, und als schweizerische Erstaufführung »Ars longa – Vita brevis« von John Arden.

Eventuell ein weiteres Gastspiel des Schauspielhauses und weitere Gastspiele anderer Bühnen. »Herr Rellstab, mir fällt auf, dass auf Ihrem Spielplan keine deutschsprachigen Autoren vertreten sind.«

»Ja, sehen Sie, es hat sich keiner aufgedrängt. Gewiss gibt es einige gute deutsche Autoren, aber ihre Stücke eignen sich schlecht für kleine Bühnen. Andere bewältigen noch ihre Vergangenheit, und wir wollen dem Zürcher Publikum nicht die bösen Nachbarn zeigen.

Leider haben wir von Schweizer Autoren trotz grössten Bemühungen keine Einsendungen erhalten, ausgenommen ein unbrauchbares Stück.«

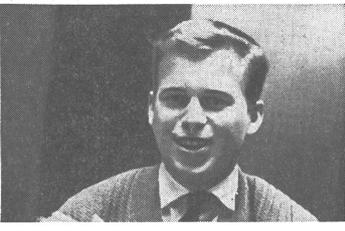
»Werden Sie die Eigeninszenierungen mit einem festen Ensemble oder mit Gästen herausbringen?«

»Die Schauspieler werden entsprechend den Stücken engagiert. Wollte ich jedes Stück richtig besetzen, müsste ich ein Ensemble von zwanzig Schauspielern haben. Das käme zu teuer, wenn in einem Stück beispielsweise nur vier oder acht Personen spielen könnten. Ich könnte auch nicht zwanzig Schauspieler voll beschäftigen.

Hier möchte ich betonen: Wir werden nur mit Berufsschauspielern spielen. Neben bewährten Kräften des Schauspielhauses und anderer Theater kommen junge Schauspieler zum Zug, die aber schon ihre ersten Bühnenerfahrungen hinter sich haben. Vor allem setze ich Schauspieler ein, die ich kenne. Das erlaubt eine gute Zusammenarbeit und eine richtige Verwendung. Aber ich scheue mich nicht, auch Schauspieler heranzuziehen, mit denen ich noch nicht gearbeitet habe, wenn sie eine Rolle besser verkörpern. Mir liegt sehr an einer richtigen Besetzung.«

Herr Rellstab stellt uns nicht nur ein gutes Programm und gute Aufführungen in Aussicht, er denkt auch an das Wohlbefinden des Publikums. Den Mehrzwecksaal im Hause zur Eintracht verwandelte er in einen theaterwürdigen Zuschauerraum. Der »schreckliche« Leuchter wich einer modernen Beleuchtung: eine ansteigende Rampe verbessert die Sichtverhältnisse im Zuschauerraum, und die unbequemen Stühle... nun, dazu reicht das Geld trotz des grosszügigen Kredites der Stadt nicht mehr.

Herr Rellstab lässt sich nicht verdriessen und gibt jedem Schauspielers die Gelegenheit, Besitzer eines Theatersessels im Theater am Neumarkt zu werden, und zwar wie folgt: Jeder, der



Vaclav Havel

Stuhlbesitzer werden möchte, zahle 76.50 Fr. auf das Postcheckkonto Theater am Neumarkt Zürich, »Stuhllaktion«, 80-62814 Zürich, ein. Die Direktion kauft mit diesem Betrag einen Sessel und stellt ihn in den Zuschauerraum. Der Name des Besitzers kann auf Wunsch am Stuhl angebracht werden. Ratenweise zahlt das Theater den Stuhl mit jeweils einer Freikarte pro Spielzeit zurück. Nach sieben Jahren geht dann der Stuhl in den Besitz des Theaters über. Sollte das Theater jedoch mangels Interesses an einer modernen Schauspielbühne die sieben Jahre nicht durchhalten können, so bekommt der Spender den Stuhl zurück. Stand der Stuhllaktion am 30. November: Von 265 Stühlen wurden 200 verkauft.

In bezug auf das Interesse an zeitgenössischer dramatischer Literatur seitens des Zürcher Publikums stellten wir Herrn Rellstab folgende Fragen:

»Sie werden zum grossen Teil Stücke spielen, die in den letzten fünf Jahren geschrieben wurden. Glauben Sie, dass man in Zürich ein Interesse und Verständnis für modernes Theater als selbstverständlich annehmen kann, oder müssen Sie sich das Publikum zuerst schaffen?«

»Es gibt moderne Stücke verschiedener Art. Wir werden nur solche spielen, von denen wir glauben, dass sie ankommen. Wir werden Stücke spielen, die wie der moderne Film und wie der Jazz Ausdruck der Welt der neuen Generation sind, ihre Erfahrungen widerspiegeln, ihre Probleme formulieren, Leute ihres Umkreises zeigen; und das Interesse für den modernen Film und für den Jazz ist hier ja gross. Um einem Publikum, das am Schauspiel interessiert ist, das Theater am Neumarkt näherzubringen, werden die Proben für »Das Gartenfest«, die am 15. Dezember beginnen, öffentlich sein. Jedermann hat die Möglichkeit, sich auf der Kanzlei des Bühnenstudios eine Erlaubniskarte für einen Probenbesuch zu holen. Wir werden die Öffentlichkeit ausnahmslos über alle Autoren und alle Stücke genauestens orientieren. Nebenbei: im Theater am Neumarkt kann man sich mit der Legi schon im Vorverkauf Karten besorgen (ausser für Samstagsvorstellungen).«

»Wie viele müssten in den fünf Monaten Ihrer Spielzeit das Theater schätzungsweise besuchen, damit sich dieses Unternehmen finanziell halten kann und die Spielzeit für nächstes Jahr garantiert ist?«

»Lassen Sie mich rechnen... Wenn jeder Student einmal ins Theater am Neumarkt käme, wären wir aller Sorgen für die nächste Spielzeit entbunden.«

Wir wünschen Ihnen und dem Theater am Neumarkt kulturell und finanziell gute Erfolge!
Andreas Feurer

Gastspiel: Cymbeline

In den sieben vergangenen Jahren besuchte die »Cambridge University Experimental Theatre Group« regelmässig den Kontinent. In zahlreichen Städten, namentlich auch in Zürich, sind ihre Aufführungen von Shakespeare-Stücken Teil der Theatersaison geworden.

Dieses Jahr wird am 17. und 18. Dezember jeweils um 20.15 Uhr die märchenhafte Romanze »Cymbeline« gegeben. Das Stück steht am Anfang der letzten Schaffensperiode Shakespeares, in welcher er sich nach der düsteren Zeit seiner Römerdramen einer verklärten Märchenwelt zuwendet. Alles endet jetzt gut, so gefährlich es auch aussieht: die bösen Mächte müssen weichen, die guten triumphieren. In die gleiche Periode gehören auch »Das Wintermärchen« und »Der Sturm«.

Cymbeline, König von Britannien, ist nur Titelfigur, die zuletzt alles dem guten Ende zuführt. Im Mittelpunkt der Handlung steht seine Tochter Imogen, deren Gatte Posthumus Leonatus von ihrer Treue so überzeugt ist, dass er mit dem zwielichtigen Jachimo eine Wette eingeht, dieser könne sie nicht zur Untreue verführen. Da Jachimos Versuch tatsächlich scheitert, schleicht er sich in Imogens Schlafzimmer und stiehlt sich seine »Beweise« zusammen, die er dem erschreckten Posthumus vorweist. Dieser glaubt seine Wette verloren und befiehlt seinem Diener, Imogen umzubringen. Der Diener Pisanio aber lässt, von der Unschuld Imogens überzeugt, sie in Männerkleidern entfliehen. In Lucius, dem römischen Feldherrn, findet sie einen väterlichen Beschützer. Nach der Schlacht zwischen Römern und Briten treffen Lucius und Imogen in der Gefangenschaft Posthumus wieder, der unterdessen sein Unrecht eingesehen hat, und alles löst sich mit Hilfe Cymbelines in Minne auf.

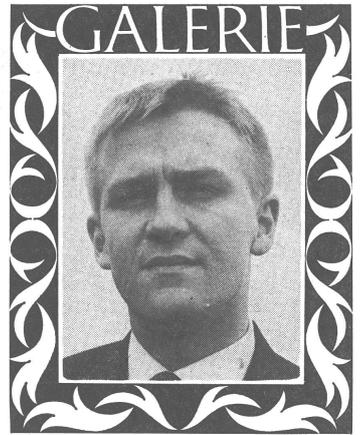
Das Motiv der Wette um die Frauentreue wurde bereits in Boccaccios Dekameron in der neunten Novelle des zweiten Tages verwendet. Auch in französischen Dichtungen des 12. Jahrhunderts taucht es nicht weniger als dreimal auf (»Das Veilchen«, »Der Graf von Poitiers«, »Mirakelspiel von unserer lieben Frau«). Von daher dürfte sich Shakespeare in einer englischen Übersetzung oder Bearbeitung den Stoff geholt haben. Auch die Handlung des deutschen Märchens »Schneewittchen« wird in Cymbeline verwertet. Das Ganze stellt Shakespeare in die altersgraue britische Vorzeit, wodurch sich die pseudohistorischen Beziehungen zu Rom und seinen Kriegen gegen die Briten ergeben.

Das Stück entstand in der Zeit, da Shakespeare sich allmählich ganz zurückzog aus der Hauptstadt in die Abgeschiedenheit von Stratford-on-Avon. Gestützt auf einen erhalten gebliebenen Aufführungsbericht von Simon Forman setzt man die Entstehung etwa auf das Jahr 1610 an.

Es ist zu hoffen, dass die Aufführung dieses selten gespielten Stückes durch die »Cambridge University Experimental Theatre Group« das ihr gebührende Interesse des Zürcher Publikums findet.

Billetvorverkauf bei Jecklin und Zentralstelle. Preise 3.30 bis 7.70 Fr.

Einen Mann der Tat vorstellen zu dürfen ist eine Wohltat, denn solche sind nicht so viele in den studentischen Gremien anzutreffen, eher Studentlein mit Titeln. Dies ist auch die Überzeugung von Ralph Baenziger der wohl selbst alles andere als ein Studentlein ist; hat man ihn einmal in Wut gesehen (meist über die Dummheit der Menschen) und ist diese Wut irgendwie noch in einer begründeten Schlägerei abzureagieren: man hüte sich vor ihm. Titelsucht oder eigenmächtige Suche nach studentischen Ämtern ist ihm auch nicht nachzusagen, man höre seine Geschichte:

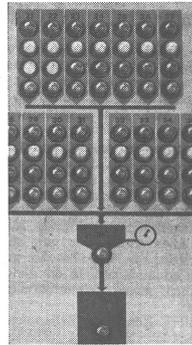
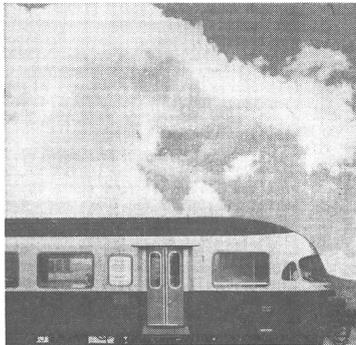
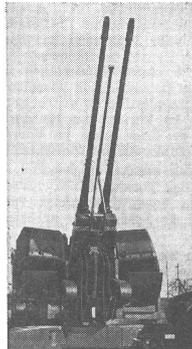
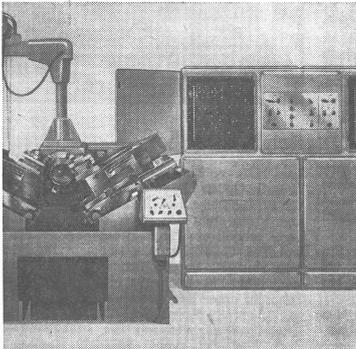


Ralph Baenziger

kam 1960 von St. Gallen nach Zürich. Vorher hatte er in St. Gallen mit einer Freundin ein Puppenbühnen auf die Beine gestellt, sein Lehrer bekam später den Kulturpreis der Stadt dafür; ferner half er noch schnell ein Haus in ein Schülerheim umzuwandeln, die Pläne dazu selbst verfertigt. In Zürich studierte er ein Semester lang Mathematik, kam dann davon ab, als er seine Puppenbühnenfreundin unter den Architekten fand, und wandte sich ebenfalls diesem Gebiet zu. Da er einige Male Titelblätter für den zürcher Studenten (der damals noch ein kleines Blättlein war) entworfen hatte, fand er sich dann plötzlich als Redaktor dieses Blattes gewählt, ohne dass er etwas davon gewusst hätte. Die Redaktionsstube hat er erst Jahre später einmal von innen gesehen – immerhin wird überliefert, dass er an einem Redaktionssessen teilnahm. Sicher ist, dass er die Gestaltung der WOKO-Beilage im Herbst 1962 sowie die der letzten Nummer übernahm. Ansonsten ist seine Entschuldigung für jenes Fernbleiben, dass er eben damals noch die Illusion hatte, sein Studium in Minimalzeit hinter sich zu bringen.

Irgend einmal suchte er kramphaft ein Zimmer und fand schliesslich eines bei der WOKO, zum Preis von 190 Fr. Er fand diesen Preis unverhältnissmässig und strengte eine Klage gegen die WOKO bei der Mietzinskontrolle der Stadt Zürich an. Die Preise wurden gesenkt. Später einmal wurde er ferienhalber zufälligerweise Hausverwalter der WOKO... und ist es heute noch im Hause an der Zweierstrasse 15, wo er auch Zerbus des Schlüsselochs spielt. Der WOKO ging er unterdessen mit seinen ständigen Reklamationen auf die Nerven, so dass sie ihn anfragte, ob er nicht offiziell alles besser machen wolle. Er sagte zu – und machte es seither besser. Bis im Juni 65 besetzte er den Posten des Vizepräsidenten der WOKO und arbeitete an Möbelprogrammen und Projekten herum wie ein Bessener. Heute ist er noch im WOKO-Vorstand als Chef für »Raumgestaltung«. Noch vieles wäre zu erzählen, beispielsweise, wie er zu allem hinzu noch Grenadieroffizier wurde, obwohl er es fertigbrachte, schlichtweg zu vergessen, in die OS einzutreten, und im Schweizer Militär dadurch einen heillosen Wirbel auslöste. Beispielsweise auch, dass er an der Zweierstrasse so etwas wie einen Treffpunkt für alle möglichsten interessanten Leute geschaffen hat, der vielleicht am ehesten mit einem Salon der Intellektuellen im Frankreich des 18. Jahrhunderts zu vergleichen wäre. Man trifft da vom neuseeländischen Journalisten über Clessia Wade (Negersängerin, man erinnert sich an sie vom Polyball oder von ihren Auftritten im Mascotte her) und John Gugelmann, drei arbeitslose Nichtstuer, einfach alles. Man sitzt zu Kaffee und diskutiert. Beispielsweise wäre auch noch davon zu berichten, dass er einmal durch den American Field Service ein Jahr in Amerika verbrachte und jetzt noch bei der Kandidatenausschuss dieser Amerikafahrer mitarbeitet.

Oder: dass er unterdessen zum Assistenten der Architektur geworden ist, dass er einmal die Meilenanzahl in respektabler Zeit zurücklegte, dass er sich lange mit Nachtwächterarbeit durchs Leben schlug und deshalb jetzt nicht nur tagsüber normal arbeitet, sondern die Nacht aus Gewohnheit gerade dazunimmt, dass er eine Schwäche für Stühle aller Art hat und solche massenweise einkauft, dass er eine aufgestaute Wut in sich trägt gegenüber allen Studentenvertretern, die nur schwatzen und nichts tun, und sich deshalb eigentlich schon lange aus allen studentischen Ämtern zurückziehen wollte, was ihm aber einfach nicht gelingt. Bleibt nur noch festzustellen: Falls jemand einmal Sorgen mit Zimmern, Möbeln, mit der WOKO oder sonstigen raumgestalterischen Problemen hat: Nicht verzagen, Baenziger fragen. Er schimpft über jeden arbeitbringenden Besucher und erledigt alles prompt, sofern sich dieser bequem, ihn aufzusuchen, wann er erreichbar ist: so zwischen zwei und vier Uhr nachts... II



Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon Bührle & Co. Zürich-Oerlikon/Schweiz

Werkzeugmaschinen für die Metallbearbeitung

Infanterie- und Fliegerabwehrgeschütze 5 u. 8 cm Pulverraketen

Telefon 051/463610

Druckluft-Bremsen für Eisenbahnfahrzeuge

Kommandopulte zur Steuerung von Mischprozessen und Fabrikationsvorgängen

Quo vadis, Universitas?

Heute ...

... wird die entscheidende Funktion eines Rektors nur nebenamtlich ausgeübt, und zwar von Dozenten, deren Kräfte schon weitgehend durch ihre Lehrtätigkeit absorbiert sind. Für Planungsaufgaben auf weite Sicht bleibt kaum Zeit. Doch die Zahl der Studenten übersteigt heute schon die vor nicht allzu langer Zeit als »utopisch« bezeichneten Prognosen der Kommission Labhardt.

Morgen? ...

... Noch weniger Platz für Studenten?
 Noch grössere Ueberlastung des Rektorats?
 Noch weniger Zeit für Planung auf weite Sicht?

Die Zukunft verlangt gebieterisch eine weitblickende und kontinuierliche Führung der Universität.

Das Verdienst, den Stein ins Rollen gebracht zu haben, kommt der Gyrenbad-Tagung der Freisinnigen Kantonalpartei zu. Der 36jährige Ingenieur Ulrich Bremi hat inzwischen im Kantonsrat eine Motion eingereicht, welche die Schaffung der Stelle eines **vollamtlichen Universitätspräsidenten** postuliert, der mit allen nötigen Kompetenzen ausgerüstet sein müsste.

Kantonsrat Bremi fordert im besonderen:

- Kontinuität in der Leitung
- Koordination der baulichen Entwicklung
- Erweiterung des Lehrkörpers
- Ueberarbeitung der Studienprogramme

Die Motion Bremi hat bei Dozenten und Studenten bereits starke Beachtung gefunden.



Freisinnige Partei des Kantons Zürich

Eine lohnende Beschäftigung

finden Sie bei uns als

Securitaswächter

Sie verdienen dabei monatlich zwischen 950.— und 1100.— Franken. Sie leisten ausschliesslich Nacharbeit. Können Sie sich während Ihrer nächsten Semesterferien oder sonst einmal während einiger Zeit zur Verfügung stellen?

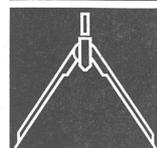
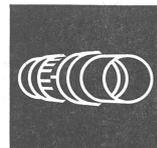
Unser Personalchef nimmt gerne Ihre schriftliche oder telefonische Anmeldung entgegen. Für nähere Auskünfte steht er Ihnen jederzeit zur Verfügung.

SECURITAS AG, Filiale Zürich
 Militärstrasse 24, 8021 Zürich
 Telefon (051) 27 43 10



Kern-Instrumente erprobt und bewährt in aller Welt

Vermessungsinstrumente
 Photogrammetrische Geräte
 Reißzeuge, Feldstecher, Fernrohre
 Stereo-Mikroskope
 Photo- und Kino-Objektive



Kern & Co. AG Aarau
 Werke für Präzisionsmechanik und Optik

Unsere militärische »Bürgerschule«: »Reservat puritanischer Lebensführung?«

Um naheliegenden Missverständnissen sogleich vorzubeugen: Der Verfasser dieser kritischen Gedanken hat – freilich auf der untersten Stufe der militärischen Hierarchie – seine Rekrutenschule samt den acht folgenden Wiederholungskursen so gut bestanden wie irgendeiner, so gut er es eben bei seiner wenig martialischen Gemütsart vermochte. Gleich dem nachfolgenden öfters zitierten Oberstlt. Sigmund Widmer hat auch er sich hinsichtlich der beiden möglichen Haltungen gegenüber der extremen Freiheitsbedrohung – »fatalistischer Verzichte oder yehrenhafte Wehr« – vorbehaltlos für die letztere entschieden. Dies musste unbedingt vorausgeschickt werden, denn wer hierzulande gewisse militärische Belange oder auch gewisse militärideologische Positionen kritisiert, muss sogleich mit einem patriotischen Loyalitätsbekenntnis aufwarten können, will er nicht in den Geruch einer subversiven oder gar kryptokommunistischen Einstellung geraten. Der Plural, den wir im folgenden verwenden, ist weder ein solcher modestiae noch majestatis. Wir wagen vielmehr zu hoffen, dass einige Kommilitonen die Auffassungen des Schreibenden grosso modo teilen. Sollte es auch nur einen einzigen geben, der mit ihm einigsetzt, dann ist er vollauf berechtigt, im Plural zu sprechen.

Die im Titel in Anführungszeichen gesetzten beiden Wortbildungen entstammen dem Vortrag »Die Milizarmee heute und in Zukunft«, den kürzlich der Zürcher Stadtrat und Oberstlt. Sigmund Widmer vor der Allgemeinen Offiziersgesellschaft Zürich und Umgebung gehalten hat (s. dazu NZZ Nr. 4584, 31. Okt. 1965). Dem Referenten, der auch Mitglied des Nationalrates und dessen Militärkommission ist, kann die sachliche Kompetenz in militärischer und militärpolitischer Hinsicht sicher nicht abgesprochen werden. Seinen staatspolitischen Argumenten für die Beibehaltung unserer Milizarmee können wir nur beipflichten. Was wir dagegen nicht unbenommen hinnehmen wollen, sind seine – in ihrer Problematik weit über den engeren Sinne militärischen Bereich hinausreichenden – Äusserungen über den Wandel der Einstellung der jüngeren Generation gegenüber dem Wehrdienst. Nach Widmer ist der abnehmende Leistungswille in der Armee (und auch in der Wirtschaft) vor allem der »dauernden Hochkonjunktur mit ihrem für alle erschwinglichen Komfort auf Konto zu setzen. Dem verweichlichenden Einfluss dieser so verderblichen Hochkonjunktur – unter der wir ja alle spürbar leiden, nicht wahr! – stellt der Referent die erzieherisch heilsame Wirkung der Armee gegenüber, einmal mehr interpretiert als »Bürgerschule«, ja als »Reservat puritanischer Lebensführung«. Damit wird unserer

Buch »Der einsame Soldat« (Frauenfeld 1963) mit aller wünschenswerten Deutlichkeit herausgearbeitet. Die grämliche Kritik, welche dieses Buch seinerzeit in einer gewissen Presse aus durchsichtigen Gründen gefunden hat, konnte seinem wissenschaftlichen Wert keinerlei Abbruch tun.

Unsere Offiziere werden nicht zum Bewusstsein erzo-gen, dass sie in der rechtsstaatlichen Demokratie nichts anderes zu sein haben als mit besonderen Funktionen und mit erhöhter Verantwortung betraute Diener einer Volksarmee, die im Rahmen eines gewissen freien Ermessens nach Rechtsvorschriften zu handeln haben. Das eigentliche Stimulans für unser sogenanntes »Weitermachen« bildet vielmehr die durch die Insignien und vermeintlichen Privilegien des »Offiziersstandes« dem Aspiranten suggerierte Verheissung eines bestimmten, offiziell gepflegten ständischen Nimbus, einer Aura gesellschaftlicher Respektabilität, die sich sozusagen automatisch mit dem Brevet verbindet. Das Verhaltensmuster vieler – allzuvieler – Offiziere entspricht haargenau dieser offiziellen und institutionalisierten Ideologie. Es ist gekennzeichnet durch das nur dürftig verhüllte Bestreben, sich von den Mitbürgern – wenn auch nur während einiger Wochen im Jahr – abzusetzen und zum besonderen »Stand« zu integrieren, dessen soziologische Hauptfunktion in der Befriedigung eines ausgeprägten sozialen Prestigebedürfnisses – auf Kosten der Untergebenen – besteht.

Für diese Behauptung gibt es genügend beweis-kräftige Indizien. Das augenfälligste Kennzeichen dieser Offiziersstands-Ideologie bildet der krasse Unterschied zwischen der Uniform des Offiziers und jener des Soldaten. Die letzthin am Radio von einem Soldaten witzigerweise als »Gerröllhalden-Gabardine« apostrophierte Soldatenuniform ist nicht so, wie sie ist, weil sie verschiedenen Zwecken zu dienen hat und weil es unser Klima angeht so gebietet, sondern weil man sie offiziell so und nicht anders haben will, weil sie der adäquate Ausdruck einer veralteten, aber immer noch in Kraft stehenden militärischen Erziehungslehre ist. Für das Nähere müssen wir raumeshalber auch hier wieder auf Bigler verweisen.

In der Offizierschule wird der Aspirant in einer Art Savoir-vivre-Schnellleiche genauestens darüber informiert, wie er mit seinen ständischen Symbolen, den Handschuhen beispielsweise, umzugehen, wie er auch etwa bei Gelegenheit einer Dame in den Mantel zu helfen, ja wie er – der Schreibende hat es aus bester Quelle – die schwierigen Klippen der Tischmanieren zu bewältigen habe. Die Sehnsucht nach dem Glamour und Kronleuchterglanz der Offizierskasinos vergangener Zeiten wirkt eben auch heute noch stärker nach, als

de dies schon durch persönliche Erfahrung bestätigt fand, weitgehend ausreichend. Es herrscht hier aber eine krasse Diskrepanz zwischen der rechtlichen Ordnung und der militärischen Wirklichkeit. Die Soldaten werden nicht dazu erzogen, sich gegen Eingriffe in ihre persönliche Rechtssphäre – die vielfach mit irgendeiner militärischen Notwendigkeit nicht das geringste zu tun haben – energisch zur Wehr zu setzen. Im Gegenteil: wer sich wehrt, gilt als Querulant und wird für seine »unsoldatische Haltung« mit Schikanen bestraft, wie sie jedem Soldaten zur Genüge bekannt sein dürften. Was den Soldaten meist davon abhält, von seinen Rechten Gebrauch zu machen, ist eine ganz bestimmte Atmosphäre kollektiver Unterwürfigkeit, die das Korrelat einer Erziehung ist, welche sich in patrimonialer Ueberheblichkeit dazu berufen fühlt, volljährige Männer während dreier Wochen nicht etwa nur in militärischer, sondern in gesamt-menschlich-moralischer Hinsicht zu Erziehungsobjekten zu degradieren. Wie steht es eigentlich mit den persönlichen Rechten des Soldaten, wenn wir sie einmal nicht von der offiziellen erzieherischen Doktrin, sondern vom juristischen Standpunkt aus betrachten? Darüber sind wir alle seinerzeit in der Rekrutenschule mangelhaft orientiert worden. Die einzige Unterweisung darüber, an die der Autor sich erinnern kann, war – gelinde gesagt – eine pädagogische Farce, die mit dem praktischen Dienstbetrieb in eklatantem Widerspruch stand. Es gibt unseres Erachtens schlechterdings keine militärischen Notwendigkeiten, die einen Verzicht auf die persönlichen Rechte bedingen. Der in unserem Zivilgesetzbuch ausgesprochene und mit Recht berühmte Persönlichkeitsschutz, insbesondere der Satz, wonach niemand sich seiner Freiheit entäussern oder sich in ihrem Gebrauch in einem das Recht oder die Sittlichkeit verletzen darf, hat nicht bloss eine rein zivilrechtliche, sondern eine fundamentale, d. h. verfassungsrechtliche Bedeutung. Es liesse sich höchstens darüber diskutieren, ob evtl. im Ernstfall die Geltendmachung der persönlichen Rechte des Soldaten vorübergehend suspendiert werden könnte (entsprechend der vorübergehenden Beschränkung der Freiheitsrechte bei einem staatlichen Notstand). Dass der Offizier die Persönlichkeit des Untergebenen zu achten hat, ist übrigens unlängst in einem Urteil des Divisionsgerichtes 6 nachdrücklich betont worden (s. NZZ 4685, 4. 11. 1964).

Entweder haben wir unser freiheitlichen Rechtsstaat und damit in allererster Linie die Freiheit und Menschenwürde des Einzelnen oder dann überhaupt nichts zu verteidigen. Es wäre vermessend, behaupten zu wollen, unser militärischer Alltag orientiere sich nach diesen grundlegenden Werten. Soweit zur »Bürgerschule«.

Wie steht es nun aber mit dem »Reservat puritanischer Lebensführung« im Sinn und Geist Sigmund Widmers? Um einen Eindruck davon zu bekommen, muss man Widmers vor noch nicht allzu langer Zeit erschienenen Aufsatz »Das Dienstlerlebnis« nachlesen (in: »Si vis Pacem, Festschrift für Georg Züblin, Frauenfeld 1964, S. 33ff.).

Das Dienstlerlebnis des Schweizers, heisst es dort, sei eine kollektive Empfindung, die unser Unterbewusstes aufs nachhaltigste beeinflusse. Auch die Gegenwart von Frauen setze den populären männlichen Gesprächen über das »Dienstlerlebnis« keine Grenzen. Wir zitieren wörtlich: »In Gesellschaftskreisen, die sich dieser Zusammenhänge bewusst sind (!), gilt es daher bekanntlich als Regel, in Gegenwart von Damen nicht vor abends elf Uhr das Thema Militärdienst anzuschneiden – dies ganz einfach deshalb, weil man sich auf Grund vielfacher Erfahrung nicht mehr die Kraft zutraut, wieder von diesem begeisterten Stoff abzukommen. Das Dienstlerlebnis stellt in interessanter Art einen Sonderbesitz des Mannes dar, über den er so eifersüchtig wacht wie über sein Stimm- und Wahlrecht. In harmonischen Ehen lässt der Wehrpflichtige seine Frau immerhin grossmütig an seinen Erinnerungen Anteil nehmen. In gestörten Eheverhältnissen hingegen wird auf diesem Eigenbesitz aus dem Erlebnisbereich der männerbündischen Welt herrisch beharrt; dies um so mehr, als gerade in solchen Fällen das Dienstlerlebnis mit manchen mehr oder weniger galanten Abenteuerern angereichert zu sein pflegt.«

Also doch nicht so ganz puritanisch, nicht wahr! – wird man schmunzelnd einwenden. Aber Spass beiseite: die Sache mit der »puritanischen Lebensführung« stimmt tatsächlich einigermaßen. Nur müssten im obigen Zitat die neutralen Wörter »Mann« und »Wehrpflichtiger« durchwegs durch »Offizier« ersetzt werden. Die puritanische Lebensführung wird – so will es diese offiziersständische Moral nun einmal – vorwiegend dem »Gemeinen« zugemutet zwecks Stärkung der Wehrkraft. Die »galanten Abenteuerer« passen ja wirklich weder zur beschränkten Ausgangszeit des Soldaten noch zu seiner alles andere als galanten Uniform.

Man möchte den Offizieren ihre germanisch-mannheiligen, männerbündischen Freuden – so weit sie nicht, was öfters vorkommt, einfach auf Kosten des Ausgangs der Soldaten gehen – ja sicher nicht missgönnen. Sie tragen ja schliesslich auch mehr Verantwortung! Nur sollen diese standesbewussten Männerbüdler nicht in der biederbetulichen Pose des »geistigen« Landesverteidigers vom Militär als einem »Reservat puritanischer Lebensführung« sprechen. Es ist dies ein simples Postulat geistiger Redlichkeit.

Um zum Schluss zu kommen: Wir besitzen wirklich berufene Kunder der grossen und erhaltenswerten Grundlagen unserer staatlichen Existenz. Auf diese wollen wir hören, denn sie haben uns sehr viel zu sagen. Wir verzichten aber gern auf eine militärische »Bürgerschule« und auf ein ständisch abgestuftes »Reservat puritanischer Lebensführung«, soweit sie zu nichts anderem dienen als zur Perpetuierung einer obsolet gewordenen militärischen Erziehungslehre und zur Züchtung sozialer Prestigeansprüche und eines gänzlich un-demokratischen Ständedünkels. Cursor

Grösste Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
- Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung in wissenschaftlichem Satz
- Ueberdimensionierte Korrektur- abteilung: Vier Korrektorinnen auf sechs Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

ersparen Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und machen uns zu einer der preiswertesten Spezialdruckereien von ganz Westeuropa

VERLAG P. G. KELLER
WINTERTHUR

Büro nur in Zürich-Witikon:

Im Brächli 15-17
Tel. (051) 53 10 30-32



Armee also wieder einmal die Würde einer moralischen Anstalt attestiert, einer erstklassigen Staatsbürgerschule und Erziehungsanstalt.

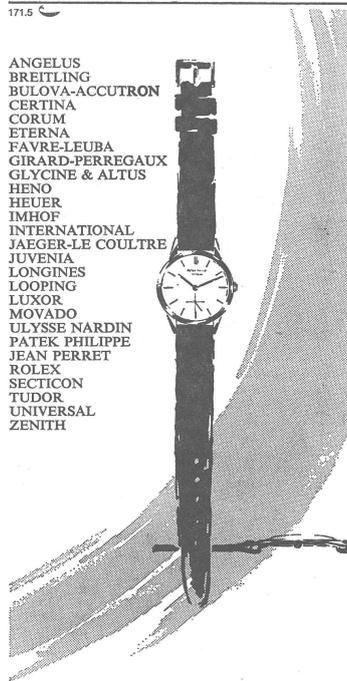
Dieser Anspruch und die Geisteshaltung, die ihm Pate steht, sollen hier einmal mit aller nötigen Deutlichkeit in Frage gestellt werden.

Vorerst eine Frage: Wie lange noch lässt sich eigentlich unsere Jugend, vor allem die akademische Jugend dieses Spielart »geistiger« Landesverteidigung, die mit den dürftigsten kulturpessimistischen Argumenten ficht, noch gefallen? Wir wagen die Behauptung, dass die Ursachen des abnehmenden militärischen Leistungswillens – sagen wir besser: eines immer deutlicher spürbaren militärischen Unbehagens – nur zum geringeren Teil in unserer Hochkonjunktur zu suchen sind. Das militärische Malaise hat seine Ursachen (vom Mirage-skandal samt seinen politischen und psychologischen Folgerscheinungen einmal vollständig abgesehen) ganz woanders.

Es sind vor allem soziologische und psychologische Momente, die hier eine ausschlaggebende Rolle spielen. Immer weniger lässt sich eine moderne Jugend, welche die Demokratie nicht bloss als institutionelles Gefüge, sondern mehr und mehr auch als Lebensform zu begreifen beginnt, ein militärpädagogisches Leitbild gefallen, dessen Wurzeln auf eine absolutistische und ständisch strukturierte Gesellschaftsordnung zurückgehen. Das Notwendige über die historisch-soziologischen Bedingungen unserer militärischen Erziehungslehre hat R. R. Bigler in seinem glänzend geschriebenen

es sich die Historiker träumen lassen! Worüber der angehende Offizier dagegen weit weniger oder nichts erfährt, sind die Belange der sog. »inneren Führung«, der Menschenführung und -erziehung. Es muss gerechterweise vollauf anerkannt werden, dass viele Offiziere im Umgang mit ihren Untergebenen sich instinktiv richtig verhalten. Viele – allzuvieler – versagen hier jedoch teilweise oder ganz. Sie fühlen sich berechtigt, ja verpflichtet, den Untergebenen zum geistig subalternen, ja devoten Befehlsempfänger zu degradieren. Mit den Erfordernissen der zweifellos notwendigen Autorität und der militärischen Disziplin hat ihr Verhalten nicht das geringste zu tun. Ihr Hauptanliegen besteht darin, auf Kosten der persönlichen Rechte, vor allem des Ehrgefühls ihrer Untergebenen ihre sozialen Prestigeansprüche zu befriedigen. – Zur Illustration ein kleines, selbst beobachtetes Vorkommnis aus einem Wiederholungskurs: Ein Baillonarzt (Hauptmann) zur Büro-Ordonnanz (selbstverständlich ohne jeden dienstlichen Anlass): »Was sind Sie im Zivil?« Dieser: »Student, arbeite an einer Dissertation.« Darauf der standesbewusste »Herr« Hauptmann mit herablassend-gönnender Visage: »Unglaublich!«

Hierher passt die folgende Äusserung Max Imboden: »Es gibt auch in der Schweiz unkontrollierte Macht. Die militärische Disziplinargewalt... gehört zu ihr« (Helvetisches Malaise, Zürich 1964 S. 30). Immerhin sind die dem Soldaten für die Verteidigung seiner persönlichen Rechte zur Verfügung gestellten Rechtsmittel, wie der Schreiben-



Eine Uhr für Ihren Geschmack — eine Uhr für Ihre Ansprüche — eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht — die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.

Chronometrie BEYER
seit 1760 zeitbestimmend

Bahnstrasse 31, Zürich, Telefon (051) 25 88 60

MIGROS

Die Zeitung
in der Zeitung

Wir zitieren aus dem »Brückenbauer«:

Schulraum Schweiz

Verlorene Jahre

W. A. Tausende von Familien ziehen jährlich von einem Kanton in den andern. Haben sie Kinder, die zur Schule gehen, so ergeben sich grosse Schwierigkeiten: An einem Ort beginnt das Schuljahr im Frühling, am andern im Herbst; die Dauer der Primarschule wechselt von 3 bis 6 Jahren; Lehrpläne und Lehrbücher, Unterrichtsmethoden und Anforderungen sind verschieden; Uebertritte werden unterschiedlich geregelt.

Und das Resultat: Viele Kinder verlieren ein oder mehrere Jahre – und viele mit ihren Eltern den Mut, eine höhere Ausbildung anzufangen oder fortzusetzen. So gehen wertvolle Talente verloren, und manche Begabte kommen

nicht zum Zug. Aber auch Anstrengungen des Staates und der Lehrer werden nutzlos vertan. Ueber einen grösseren Zeitraum hinweg betrachtet und auf das ganze Land bezogen, entsteht ein nationaler Verlust, der unsere Zukunftsbehauptung erschwert.

Unzeitgemässe Zersplitterung

Gewiss haben die Kantone grosse Verdienste um unser Erziehungswesen; im letzten Jahrhundert haben sie sogar Vorbildliches geleistet. Aber das genügt nicht mehr. Der Unterricht auf allen Stufen stellt heute Anforderungen, die unser Fünfmillionenvolk auf die Dauer nur erfüllen kann, wenn die heutige Zersplitterung aufhört. Unter ihr leiden

nicht nur die finanzschwachen Kantone, sondern alle zusammen. Keiner besitzt Mittel genug, um alle seine Schulen allein auf der Höhe der Zeit zu halten.

Nehmen wir als Beispiel nur die Lehrmittel. Sie sollten ständig der raschen wissenschaftlichen Entwicklung, den sich verbessernden Lehrmethoden, den wirtschaftlichen Anforderungen und unseren schweizerischen Bedürfnissen angepasst werden. Dazu braucht es geeignete Fachkräfte, aber auch grosse Geldsummen für Druck und Verteilung. Heute stehen die notwendigen Mittel nicht zur Verfügung, und die Kantone müssen sich allein oder in mühsam erreichten Vereinbarungen mit andern behelfen. Ähnlich steht es mit der Lehrerbildung, der Weiterbildung, der Spezialschulung – kurz mit unzähligen pädagogischen Notwendigkeiten.

Weltweite Konkurrenz

Unser Volk reist zwar viel, aber meist nur in den Ferien; und dann stellt es gerne fest, wieviel besser wir es haben als andere Völker. Das mag heute in den meisten Fällen noch zutreffen; doch wir übersehen leicht, dass in allen Teilen der Welt grosse Anstrengungen unternommen werden, die Ausbildung der jungen Generation rasch zu verbessern. Das gilt nicht nur für die industrialisierten Staaten des Westens und des Ostens; auch die Entwicklungsländer schalten sich ein und hoffen, in einigen Jahrzehnten die Wohlstandsstaaten einzuholen.

Geschichte und Stellung Europas zeigen, dass politische, geistige und wirt-

schaftliche Leistungen eines Staates und eines Kontinents vom Stand seiner Schulen abhängen. Darum sind auch heute wieder in den uns umgebenden Ländern intensive Auseinandersetzungen um die bessere Ausbildung der Begabten und um die maximale Schulung aller andern Kinder im Gange. Wer sich im schärfer werdenden Konkurrenzkampf der Völker erfolgreich behaupten will, kann sich keine nationalen Ausbildungsverluste und Zersplitterung der Kräfte leisten.

Begrüssenswerter Vorstoss

Vor einiger Zeit haben sich besorgte Lehrer und Eltern zusammengefunden und in einer Arbeitsgemeinschaft versucht, eine bessere Koordination der kantonalen Schulsysteme in die Wege zu leiten. Es sollte möglich sein, sich über das Eintrittsalter der Kinder, den Beginn des Schuljahres, gewisse Ausleseprinzipien, den Anfang des Fremdsprachenunterrichts, die Lehrplangestaltung in grossen Zügen zu einigen. Dabei sollten wohl kantonale Eigenarten geachtet werden, aber sie dürfen keine Hindernisse für eine zeitgemässe Ausgestaltung und Koordination unserer Schulsysteme bilden. Auch hier muss der an sich wertvolle Föderalismus seine moderne Form finden.

Was für Primar- und Mittelschulen notwendig ist, das stellt sich in gleichem Masse auch als Aufgabe für die Hochschulen. Ihre Leistungen als Forschungszentren und Ausbildungsstätten entscheiden über die Qualität unserer zukünftigen Führungskräfte in Kultur, Wirtschaft und Politik. Von diesen Kräften hängt wiederum die schweizerische Ge-

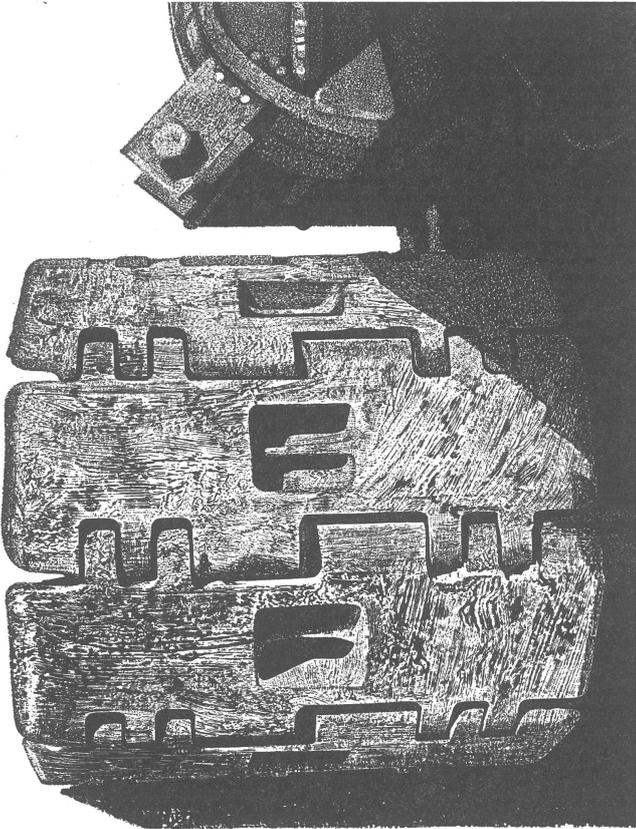
samtleistung und damit die Selbstbehauptung innerhalb der stärker werdenden weltweiten Konkurrenz ab. Darum sind die Bestrebungen nach der Koordination unserer kantonalen Schulsysteme zu begrüssen, und es ist zu hoffen, dass die private Initiative von den Behörden aufgenommen wird.

Gespräch und Taten

Das Gespräch um den Schulraum Schweiz ist eingeleitet. Es muss in nächster Zeit intensiver werden. Dabei spielen die kantonalen Erziehungsdirektoren und das Eidgenössische Departement des Innern eine entscheidende Rolle. Wichtig sind aber auch Fühlungnahme der kantonalen Schulsysteme, der Mittelschul-Rektoren, der Lehrer-Seminare, der Universitäten über die Kantonsgrenzen hinweg. Es sollte ein allgemeines schweizerisches Gespräch in Gang kommen, so dass die Notwendigkeit zum Handeln von der Mehrheit der Bürger und Behörden bejaht wird.

Inzwischen müssen die einzelnen Kantone bereits zu Taten übergehen. An verschiedenen Orten steht das veraltete Schulgesetz zur Debatte und wird ganz oder teilweise revidiert; diese Gelegenheit sollte benützt werden, um die heute schon möglichen Schritte der Annäherung und Koordination zu wahren. Aber auch die zukünftige Lehrmittelbeschaffung und Lehrplangestaltung sollte auf das gemeinsame Ziel ausgerichtet werden. Bei gutem Willen können wir ohne grosse Schwierigkeiten in organischem Wachstum und unter Beachtung wertvoller kantonalen Eigenarten in absehbarer Zeit den Schulraum Schweiz verwirklichen.

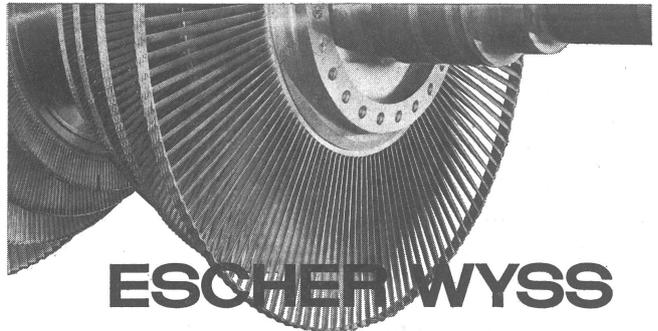
Gianfranco Bernasconi



Baumaschinen

Zürich
Uraniastrasse 31/33
Telefon 051/231750

Robert Aebi AG



ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschliesst dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG Zürich



Tod dem Poly-Typ

»Poly-Typ« ist ein bekanntes Schlagwort, das von vornehmlich Ausenstehenden gebraucht wird, um diverse Studenten unserer ETH von vornherein als unheimlich charakterlos und zum Austausch höherer menschlicher und geistiger Anliegen unfähig abzutun; der Poly-Typ erzählt in der Polybar und im Studheim chemische und physikalische Witze, spricht von den kommenden Übungen, allenfalls vom Militär, ist flach, langweilig, geistig flau und vergisst mit der Zeit seine Verantwortung gegenüber der Umwelt. Er ist das Produkt eines Lehrsystems, das ihm Erweiterung seines Horizonts und Verselbständigung stark erschwert, das ihn nach seiner Schulbildung in menschlichen und geistigen Belangen nicht genügend weiterbilden kann. Seine Bildung wird flächenhaft und übertrieben speziell.

Was kann daran geändert werden und wie? Um den Problemen des Studiums an unserer Technischen Hochschule auf den Grund zu gehen, wurde letzten Sommer vom VSETH in Dürrenäsch ein Seminar veranstaltet, in dem die Herren Prof. Vogt, Prof. G. Huber und Prof. G. Eichelberg zu einigen diesbezüglichen Themen Stellung genommen haben. In der anschließenden Diskussion wurden von Professoren und Studenten die aufgeworfenen Fragen, vor allem auch der Ausbau der Abt. XIIa, der sog. Freifachabteilung, besprochen. Man statuierte drei Thesen zum allgemeinen Poly-Studium und im speziellen zwei Thesen zum Ausbau der Abt. XIIa. Sergio Pellegrini legte sie in seiner Bankette; wie weiland Luther seine Thesen an das Portal der Schlosskirche zu Wittenberg schlug, am letzten ETH-Tag der Öffentlichkeit vor.

Drei Thesen zum Poly-Studium

1. Menschsein heisst: Leben mit den andern Menschen und auf den andern Menschen hin in der mitmenschlichen Kommunikation. Dem Akademiker droht die Gefahr, durch seine spezifisch gerichtete und vertiefte Ausbildung, den menschlichen Bezug zugunsten des rein fachlichen Wissensaustausches zu verlieren. Der Hochschule wird die Aufgabe gestellt: *Erziehung zum Menschen als Akademiker.*

Dem Lehrbetrieb gebührt das Primat. Die Dozenten müssen von administrativem Ballast entlastet werden, damit sie mehr Zeit für die Studenten aufbringen können.

Das Verhältnis zwischen Studenten und Lehrerschaft muss verbessert werden:

Numerisch: Kampf den Massenvorlesungen! Mehr Kolloquien und Arbeit in kleinen Gruppen; kleinere Hochschulen.

Substantiell: Der menschliche Kontakt, die Möglichkeit zum freien Gespräch zwischen Dozenten und Studenten sollte verbessert werden (Studentenhäuser).

2. Es darf nicht sein, dass das ETH-Studium zum menschlichen Engpass wird. Die bewusste Auseinandersetzung mit dem tausendfältigen Spektrum unseres Tuns bedingt gerade für den Studenten: *Zeit für die Entwicklung der Persönlichkeit.*

Um Energie und Zeit für die menschliche Vertiefung freizubekommen, wird es nötig, auf einen maximalen Wirkungsgrad beim Fachstudium zu achten.

Kurzfristig: durch klaren Aufbau und Koordination der Vorlesungen gemeinsame Vorlesungen verschiedener Dozenten

grosszügiges Bereitstellen und Verwenden von didaktischen Hilfsmitteln

Verzicht auf Praktika und Übungen, wo sie keine Zeit mehr übrig lassen zu einem vorherigen intensiven Theoriestudium, Mechanisches Einsetzen in gelernte Formeln und Abschreiben ist sinnlos, am Poly aber zu oft unvermeidbar.

Warum keine Didaktikkurse für Hochschul-lehrer?

Langfristig: durch Stoffabbau im Grundstudium, dafür aber Ausbau der Postgraduate-Studien, zur fachlichen Weiterbildung und zur menschlichen Vertiefung (vgl. Prof. M. Imboden im nächsten zürcher student).

3. Verantwortungsbewusstsein eines Menschen fliesst aus dem Wissen um die Tragweite seines Handelns. Die moderne Zivilisation bringt aber eine vielfältige Verflechtung der Wissensgebiete und damit auch der Verantwortungsbereiche, so dass sich die Forderung stellt: *Verantwortungsbewusstsein dank umfassender Bildung.*

Eine umfassende Stofforientierung ist anzustreben.

Die Freifächerabteilung XIIa bedarf, um ihre Aufgabe zu erfüllen, eines grosszügigen Ausbaus.

Es sind vermehrt interdisziplinäre Vorlesungen zu halten, sei es im Fachstudium oder an der Abteilung XIIa.

Eine Berufsberatung, die mit der Matur beginnt und beim Studienbeginn aufhört, hilft nichts. Die Berufswahl ist mit dem Eintritt in eine Abteilung am Poly noch nicht abgeschlossen.

Thesen zur Neugestaltung der Abteilung XIIa

1. *Bessere Integration der Abt. XIIa in den Lehrplan der ETH.*

Jeder Student hat vor der Zulassung zum Abschlussdiplom einen von entsprechenden Dozenten unterzeichneten Nachweis über aktive Mitarbeit in einem frei zu wählenden Seminar oder Kolloquium der Abt. XIIa zu erbringen. Pro Seminar oder Kolloquium sind nicht mehr als dreissig Studenten zuzulassen. Für ausreichende Möglichkeit der Beteiligung ist zu sorgen.

Es steht jedem Studenten frei, am Abschlussdiplom ein Wahlfach seiner Studienrichtung durch ein solches der Abt. XIIa zu ersetzen.

2. *Unverzüglicher stofflicher und personeller Ausbau der Abt. XIIa*

Um dem in Zukunft vergrösserten Aufgabenkreis gewachsen zu sein, bedarf es einer Vermehrung der bestehenden Lehrstühle.

Der Lehrstuhl »Philosophie der Wissenschaften« ist ohne Verzögerung zu besetzen.

Neue Lehrstühle sind zu errichten für Musikgeschichte, Soziologie und Psychologie.

Es sind Kurse einzuführen über Technik des geistigen Arbeitens (Methodenlehre) und über die Kunst der Rede (Rhetorik).

In die Abt. XIIa ist als ständige Einrichtung ein interdisziplinärer Vorlesungszyklus einzubauen.

Das sind noch grosse Worte, die vorläufig etwas bodenlos klingen. Leider war es aus finanziellen Gründen unmöglich, den Bericht mit Referaten über den ganzen Ablauf des Seminars in Dürrenäsch an dieser Stelle abdruckend. Wir verweisen deshalb auf eine Sonderpublikation, die im Laufe der nächsten Woche herauskommen wird.

VSETH

Warum ein Auslandpraktikum?

Entstehung und Entwicklung des AIESEC

Auf die vielen positiven Seiten eines Praktikums im allgemeinen muss hier nicht mehr eingegangen werden. Andreas Fischer hat diese in seinem Artikel (»Zürcher Student« vom Juli) schon ausführlich hervorgehoben.

Der Artikel von Fischer bezog sich aber ganz auf das Praktikum der Maschinen- und Elektroingenieurstudenten. Wir möchten unsern Kommilitonen heute eine ziemlich andere Art Praktikum und die Organisation, die sich damit befasst, vorstellen.

Oekonomie ist eine junge Wissenschaft, und sie kämpft in weiten Kreisen immer noch darum, überhaupt als solche ernst genommen zu werden. Rar sind noch die Tätigkeitsbereiche, wo der Ökonom nicht durch einen gewiegten Praktiker voll ersetzt werden kann. Zudem hat die Ökonomie so direkt mit dem menschlichen Verhalten mit aller Unberechenbarkeit und Unzulänglichkeit zu tun, dass der reine Theoretiker kaum eine Chance hat, viel Brauchbares zu leisten.

Aus diesem Grunde ist es auch für die Ökonomen beinahe unerlässlich, sich während des Studiums in der Praxis etwas umzusehen. Dabei geniessen wir gegenüber andern Studienrichtungen den Vorteil, dass wir meist ohne allzugrosse Einführungszeit nutzbringend eingesetzt werden können.

Die Wichtigkeit des Praktikums für Ökonomen veranlasste leider gewisse Hochschulen dazu, das Praktikum gleich zum Obligatorium zu erklären – eine gänzlich unnötige Einschränkung der akademischen Freiheit, von der man glücklicherweise in Zürich Abstand genommen hat.

Nun ist für den Ökonomen (und nicht nur für ihn) noch etwas anderes sehr wichtig, nämlich dass er woltönen ist, seine Nase auch mal über die engen Schweizer Grenzen hinaus gestreckt hat und sowohl sprachlich wie geistig in der Lage ist, mit

Leuten anderer Nationalität Kontakt aufzunehmen und zu pflegen.

Aus der Erkenntnis heraus, wie wichtig Praktika und Auslandsaufenthalte für Ökonomen sind, wurde 1948 durch die Studentenschaften von 16 Wirtschaftshochschulen aus Frankreich, den Benelux-Staaten und Skandinavien die AIESEC (Association Internationale des Etudiants en Sciences Economiques et Commerciales) gegründet. Die Organisation ist seither ständig gewachsen. Sie umfasst heute 260 Hochschulen in 40 Ländern. Getauscht wurden im abgelaufenen Jahr ungefähr 4000 Studenten.

Organisation und Tätigkeit des AIESEC

Mitglied der AIESEC sind einzelne Hochschulen bzw. deren wirtschafts-wissenschaftliche Abteilungen. In der Schweiz haben die Handelshochschule St. Gallen und die Universitäten Zürich, Basel, Bern, Genf und Lausanne Lokalkomitees. Ferner hat jedes Land ein Nationalkomitee, welches grundsätzlich den internationalen Verkehr regelt. Das Schweizer Nationalkomitee ist in St. Gallen.

Jedes Lokalkomitee sucht im Winter in seinem Gebiet Stellen, wo im nächsten Sommer ausländische Praktikanten eingestellt werden können. Andererseits sammelt es die Anmeldungen der Studenten, die sich für ein Praktikum im Ausland interessieren.

Im Frühjahr reist die Landesdelegation dann mit den Firmenzusagen und den Studentenmeldungen an den internationalen Kongress, der nächstes Jahr in Tel Aviv stattfinden wird. Dieser Kongress ist die grosse Stellenbörse der AIESEC. Hier werden bilateral, im Verhältnis 1 zu 1, die Stellen ausgetauscht. Der Kongress, ein erster Höhepunkt des AIESEC-Jahres, bringt den Teilnehmern ein respektables Arbeitspensum. Denn wir wollen ja

unsere Interessenten für ein Praktikum nicht irgend eine Stelle verschaffen, sondern wenn möglich im gewünschten Land, im gewünschten Sprachgebiet und in einem Betrieb der gewünschten Branche. Dasselbe wird natürlich auch jede andere Delegation. Es ist klar, dass nicht immer alle Wünsche ganz erfüllt werden können.

Während der Frühlingsferien werden die eingehandelten Stellen auf unsere Studenten verteilt und die entsprechenden Nominierungen abgesandt. Gleichzeitig gehen allmählich die Nominierungen der Studenten ein, die von den ausländischen Komitees eine Stelle in Zürich erhalten haben. Diese Nominierungen werden der betreffenden Firma zur Begutachtung zugestellt, und in den meisten Fällen geht die Sache ohne weiteres in Ordnung. Entspricht der angemeldete Praktikant den Erwartungen der Firma nicht, so kann sie ihn allerdings zurückweisen.

Seinen Abschluss findet die Tätigkeit der AIESEC in der Betreuung der ausländischen Praktikanten, die in Zürich arbeiten. Schon bevor sie ankommen, werden Zimmer besorgt, Arbeitsbewilligungen und andere Formalitäten erledigt. In den Monaten Juni bis September setzen wir ein abwechslungsreiches Programm in Szene. Jede Woche trifft man sich irgendwo zu einem gemütlichen Abend in Zürich oder der näheren Umgebung, sei es zum Tanzen, zu einem gemütlichen Fondue, zum Minigolf und vielem anderen. Auch jedes zweite Wochenende läuft irgendeine grössere Veranstaltung vom Stapel. Im Juli dieses Jahres beispielsweise waren wir für 2 Tage im Sängersgebiet. Dort sahen einige Praktikanten zum erstenmal Schnee, und zwar gerade in einem handfesten Schneesturm, der einen bleibenden Eindruck nicht verfehlte.

Den Höhepunkt des Sommers bilden die bereits zur Tradition gewordenen AIESEC-Days, eine grössere Reise durch die Schweiz. Sie dauert 3 bis 4 Tage. Durch Empfänge bei Regierungen und Betriebsbesichtigungen erhält sie noch einige besondere Attraktionen.

Damit wären die wichtigeren Etappen eines AIESEC-Jahres skizziert, und der Leser hat nun eine Ahnung, wie ein internationaler Studentenaustausch etwa vor sich gehen kann. Neben der AIESEC gibt es noch eine ganze Anzahl anderer Praktikantenaustausch-Organisationen. Leider ist der Kontakt unter ihnen so schlecht wie der Kontakt mit den Studenten. Wir würden es begrüssen, auch von andern Organisationen einmal etwas zu erfahren. Zweifelloso liesse sich dies und jenes lernen, vielleicht sogar koordinieren und vereinfachen.

AIESEC

Dr.-Faust-Gasse 9
Der AIESEC-Vorstand

Eine Veranstaltung der liberalen Studentenschaft

Immer lauter werden die Klagen darüber, dass sich der Schweizer Bürger um den – in andern Ländern eben erst heiss erkämpften – Unerngang drückt.

Was liegt dieser helvetischen Stimmfaulheit zugrunde? Ist es politisches Desinteressement, oder sind es die so schwer beurteilbaren detaillierten Sachfragen, die den Homo helveticus entmutigen, dazu Stellung zu nehmen, da dies seine sachliche Kompetenz übersteigt?

Sowohl das eine als auch das andere mögen Ursachen dieser Stimmabstimmung sein, und beide Erscheinungen wären eine Untersuchung wert!

Aber wir wollen nicht »die Bürger« kritisieren und uns hinter dieser anonymen Schanze verbergen. Denn allen voran glänzt der Student (von Uni und Poly) durch eine gefährliche politische Passivität: »Mit den Studenten ist heute nichts mehr los«, muss man etwa hören – dürfen wir das auf uns sitzen lassen? Wo bleibt die verantwortungsvolle, so schöne (und zu Unrecht?) genannte »geistige Elite«, in deren Händen die Zukunft unseres Landes liegt?

Man wirft heute den Parteien vor, sie hätten keine Ideen mehr. Sind es nicht in erster Linie wir Jungen, die neue Ideen bringen müssen – wir, die unbelastet sind vom täglichen politischen Kleinkram, der den überlasteten Politiker kaum mehr zum »schöpferischen« Denken kommen lässt?

Es geht uns alle und dich ganz im besonderen an! Dürfen wir dich auf Herz und Nieren prüfen, oder gehörst du auch zu denen, die im Stimmkreis am Montagmorgen vom Weibel abhollen lassen?

Der Student scheut oft ein parteipolitisches Engagement, und weil er sich für keine Partei entschliessen kann, versteckt er sich gleich gänzlich hinter dem Vorhang der politischen Bühne. Der Student von heute kann es sich aber nicht mehr leisten, »die andere« Politik machen zu lassen! Jeder – auch du gehörst dazu – muss sich aktiv an der Politik beteiligen, soll unsere Demokratie gesund funktionieren!

Die »liberale Studentenschaft« bemüht sich deshalb, die offene ungebundene Diskussion in die unabhängigen Studentenkreise zu tragen. Gerade an unserer Tagung vom 27./28. November 1965 in Eglisau über »Meinungsbildung in der Demokratie« ist wieder deutlich zum Ausdruck gekommen, wie wichtig der Dialog in der Meinungsbildung gegenüber dem Monolog der Presse, des Radios und Fernsehens ist. Im gemeinsamen Gespräch versuchen wir, aktuellen schweizerischen Problemen auf den Grund zu gehen – fehlt es doch bei den heutigen Massenveranstaltungen an der Gründlichkeit in der Behandlung von Problemen. So haben wir z. B. in den letzten Semestern die Konjunkturdämpfungsmassnahmen, die Kriegsmittelbeschaffung und die Reorganisation der Bundesverwaltung behandelt und werden in diesem Semester

über die Bodenrechtsfrage und das Fremdarbeiterproblem aus italienischer Sicht diskutieren.

Nun erwache aus deinem politischen Dornröschenschlaf und setze deinen Fuss einmal in unseren Kreis – du wirst immer herzlich willkommen sein!

An unserer nächsten Veranstaltung werden wir den eidgenössischen Boden verlassen und gemeinsam mit

Lorenz Stucki

am Dienstag, 21. Dezember 1965, 20.00 Uhr im Rest. Du Pont, Bahnhofquai 7

über das Thema

Chinas Rolle in Ostasien

diskutieren. Wir erwarten dich an diesem interessanten Abend.

Liberaler Studentenschaft Zürich

Kinkelstr. 4, 8006 Zürich

Telephon 28 53 28



AKADEMISCHER SPORTVERBAND ZÜRICH
INFORMATIONSECKE

Der Spielbetrieb ist dermassen gross, dass die Spielzeiten verkürzt werden mussten und infolge Raummangels an keine Ausdehnung mehr zu denken ist. Die Beteiligungszahlen in der allgemeinen Körperschule sind auch weiterhin angestiegen. Es scheint, dass etliche Kommilitonen ihre konditionellen Schwächen im Hinblick auf die Skisaison aufgedeckt haben und nun versuchen, die verrosteten Gelenke zu schmieren. Dazu kann ich nur eines mitteilen: Es ist zu spät, das längst Versäumte nachzuholen! Warum hast du mit deiner körperlichen Vorbereitung nicht eher begonnen, sei es mit ausgedehnten Waldläufen in der Umgebung des Zoos oder mit intensivem Schwimmen?

Der Massenandrang mit über 100 Turnenden zwischen 12 und 13 h bzw. 18 und 19 h lässt sich platzmässig dank der grossen Ballonhalle noch einigermaßen bewältigen. Die Garderoben und Duschräume sind jedoch nach Beendigung der Lektionen überfüllt. Die Leiter sind angewiesen worden, fünf Minuten vor Schluss des Trainings darauf hinzuweisen, damit sich nicht alle miteinander duschen und umziehen müssen.

Die Stunden zwischen 17 und 18 h oder 19–20 h (Montag und Donnerstag) weisen im Durchschnitt weniger Teilnehmer auf. Wer kein Gedränge in Kauf nehmen will, halte sich eher an diese Zeiten.

Wiederholt muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass im Ballon aus hygienischen Gründen (Fusspilz usw.) auf dem ausgelegten Teppich kein Barfussturnen erlaubt ist und auch kein Betreten mit den Strassenschuhen.

Die angesetzten Spielzeiten der Turniere sind knapp bemessen. Mannschaften und Schiedsrichter müssen sich unbedingt an den Spielplan halten, um unnötige Kollisionen mit anderen Benützern zu verhindern. Falls ein Spiel später beginnt, darf die verlorene Zeit nicht nachgeholt werden. Die fehlbaren Teams werden sofort ohne vorherige Mahnung bestraft!

Der Skibetrieb beginnt bereits am Sonntag, 5. Dezember. Die entsprechenden Details sind dem rosa Skiprogramm und den Anschlagbrettern des ASVZ zu entnehmen. Es findet kein spezielles Skiturnen statt. In der allgemeinen Körperschule werden vermehrt Übungen in dieser Hinsicht ausgeführt.

Es ist bei diesem grossen Betrieb nicht leicht, Ordnung und Disziplin aufrechtzuerhalten. Allein in der neuen Kantonsschulturnhalle gehen täglich über 1000 Turnende ein und aus! Durch eure entsprechende Mithilfe kann viel dazu beigetragen werden.

Bruno Dümmler, Hochschulsportlehrer

Gründung eines neuen Skiklubs

Geben wir es zu: Es ist nun nachgerade in Zürich nicht mehr originell, in studentischen Kreisen einen Klub zu gründen. Da es aber an den Hochschulen Zürichs nur originelle Skiklubs gibt, haben wir uns entschlossen, einen etwas anderen ins Leben zu rufen.

Unser Programm gleicht frappant demjenigen vom ASVZ, und gewisse Leute behaupten sogar, es sei das gleiche. Nun, für diese Gewaltleistung hätte es wirklich noch keinen neuen Klub gebraucht, denn das selbe findet auch ohne uns statt.

Und trotzdem haben wir geglaubt, ein allgemeines Interesse für einen Studenten-Skiklub feststellen zu können. Es braucht ihn einfach, wenn du Rennen fahren willst, da du ohne Klub keine Lizenz bekommst. Aber auch Tourenfahrer und Anfänger sind froh, wenn sie mit guten Leitern und Lehrern rechnen können.

Zudem möchten wir auch allen Studentinnen Gelegenheit geben, einem studentischen Skiklub beizutreten, denn diese Möglichkeit gab es bis jetzt noch nicht.

Neben unserem sportlichen Treiben hoffen wir auch eine nette Gesellschaft zu sein, in der es vor allem nicht stur zu und her gehen sollte.

Am Dienstag über Mittag haben wir im Rest. Eintracht am Neumarkt unseren Stamm, wo du auch gern Auskunft über alles, was uns betrifft, bekommst.

Unsere Adresse: Zürcher Studenten-Skiklub – Postfach – 8028 Zürich.

Aus couleurstudentischen Kreisen

Ein paar Vorbemerkungen

An einer Zusammenkunft von Mitte November besprachen die Vertreter der dem Corporationenverband angeschlossenen Verbindungen Form und Inhalt eines CV-Seminars, an dem Zweck und Ziele des aktuellen Zürcher Couleurstudententums zur Diskussion stehen werden. Unter anderem sollen die Fragen über eine aktive Einschaltung in die Studentenpolitik, über gemeinsame Richtlinien hinsichtlich des Farbentragens, Förderung des interkorporativen Kontaktes usw. behandelt werden. Mit der Durchführung des Seminars wurde der dreiköpfige CV-Ausschuss beauftragt.

★

Zum Semesterbeginn erhielten alle neuimmatrikulierten Studenten zusammen mit den offiziellen Eintrittspapieren auch eine Broschüre über das Couleurstudentenwesen auf dem Hochschulplatz Zürich. Darin ist auf knappem Raum alles Wissenswerte über sämtliche farbentragenden Verbindungen zu finden.

★

Im »Zürcher Student« Nr. 4 von Ende Sommersemester befasste sich der inzwischen aus der Redaktion ausgetretene langjährige Redaktor Glathaar recht intensiv mit dem Couleurstudentenwesen. Der CV-Ausschuss hatte sich kurz mit der Angelegenheit befasst, sie aber als harmlosen Totschlagversuch mit untauglichem Mittel bald übergegangen. Darauf zurückzukommen lohnt sich nicht.

An der Pressekonferenz der Studentenschaften beider Hochschulen vom 27. Oktober, die sehr aufschlussreiche Resultate über die soziale Umfrage unter den Zürcher Studenten brachte, war auch die Rede von den Studentenverbindungen. Es war

zu erfahren, dass sich durchschnittlich 18% der Studenten in einer Verbindung betätigen. Diese Angabe bedarf einer Interpretation. Natürlich ist nicht jeder fünfte Student ein Couleurstudent. »Verbindung« versteht sich hier im weitesten Sinn des Wortes, und darunter fallen sämtliche studentischen Vereinigungen, Sportklubs, Interessenzirkel usw. Der Anteil von Couleurstudenten am Gesamtbestand der Studierenden (inklusive Studentinnen) bewegt sich nach wie vor um 5%.

Ferner war in dem an die Presse verteilten Communiqué folgendes zu lesen: »Recht eigentlich müdet die Abhängigkeit vom Schulweg an. Diejenigen Studenten, die ihren Schulweg als grosse Belastung empfinden, sind zu 24% in einer Verbindung, gegenüber 17% bei den übrigen.« So eigentlich ist diese Feststellung nun auch wieder nicht. Beschwerliche, lange Heimwege führen ja gerade dazu, dass es sich oft nicht lohnt, nach Hause zu fahren. Der Eintritt in eine Verbindung versteht sich dann von selbst.

Unser heutiger Beitrag entstammt der Feder eines Alten Herrn der Teutonia, jener schlagenden Zürcher Verbindung, die im letzten Semester ihr 100jähriges Bestehen feiern konnte. Wenn einem Alten Herrn das Wort erteilt ist an einer Stelle, die ausschliesslich den Aktiven vorbehalten wäre, hat das seine besondere Bedeutung. Einmal soll nicht übersehen werden, dass die noch im Studium stehenden Mitglieder als Aktivitas nur einen kleinen Teil der ganzen Verbindung darstellen und der gewichtigere Teil von der Altherrenschaft geprägt ist. Und zum zweiten ist es recht aufschlussreich, aus der Sicht eines Mannes einen Einblick ins Verbindungsleben zu erhalten, der an einer Schlüsselposition im Leben draussen steht. Im übrigen hat es der Verfasser nicht gescheut, auch auf das diskutabile Thema »Fechten und Schlagerei einzugehen, dem Aktive öfters lieber auszuweichen trachten. Maximilian Reimann - Kyburger

100 Jahre Teutonia Zürich

Nicht als menschencheuer Sonderling die Hochschule verlassen

Ende Juni feierte die Teutonia - eine der fünf schlagenden Zürcher Verbindungen - ihr 100. Stiftungsfest. Sie tat das nicht nur im Sinne des Rückblicks auf eine hundertjährige Verbindungsgeschichte, sondern im vollen Bewusstsein der Fragen, die Gegenwart und Zukunft an eine schlagende Verbindung stellen. Freilich bedarf es für eine farbentragende Verbindung nicht des besonderen Anlasses eines Zentenariums, um über Sinn und Zweck ihres Tuns ins Klare zu kommen. Sie wird ja periodisch von allen möglichen Seiten immer wieder in Frage gestellt, ja es wird ihr die Existenzberechtigung gelegentlich sogar ganz eindeutig abgesprochen. Immerhin: die farbentragenden Verbindungen im generellen und die schlagenden Korporationen im speziellen können es mit dem alten Ferdinand Hodler halten, der einmal meinte, es sei doch besser, angegriffen zu werden, als das traurige Schicksal der völligen Nichtbeachtung ertragen zu müssen...

Wenn sich die Teutonen anlässlich ihrer Zentennarfeier Rechenschaft ablegen über ihr Tun und Lassen, so waren sie sich klar, dass vieles, was einstmals hoch in Ehren gehalten wurde, heute nicht mehr viel gilt. Es handelt sich hierbei freilich weitgehend um Aeusserlichkeiten, von denen man leichten Herzens Abschied nehmen kann. An den eigentlichen Prinzipien lässt sich dagegen nichts ändern, will man sich nicht selbst aufgeben. Das wichtigste dieser Prinzipien ist wohl dasjenige der

Gemeinschaft. Dieses ist heute so bedeutsam wie vor hundert Jahren. Ja man möchte ihm einen noch höheren Rang zubilligen, ist doch unsere Zeit gekennzeichnet durch einen oftmals skurrilen Züge annehmenden Individualismus. Selbstverständlich soll ein Student in erster Linie eine individuelle Persönlichkeit mit einer eigenen Meinung sein; er soll sich aber nicht abkapseln und so quasi in Klausur den wissenschaftlichen Fortschritt der Menschheit vorbereiten. Er braucht den menschlichen Kontakt mit Kameraden, er braucht die lebendige Diskussion mit Gleich- und Andersgesinnten, um dereinst im Staate das zu sein, was dieser von einem Akademiker erwarten darf.

Ob der Student oder die Studentin diesen Kontakt in dieser oder jener Form sucht und findet, ist von untergeordneter Bedeutung. Es zeigt sich indessen immer wieder, dass namentlich an Hochschulen grösserer Städte eine solche Kontaktnahme gar nicht so einfach zu bewerkstelligen ist. Die schlagende Verbindung ist nur eine Möglichkeit unter vielen. Es gibt nichts Schlagende, es gibt abstinentere Verbindungen, es gibt die Fachverbände, die sportlichen Vereinigungen, es gibt das Hochschulorchester, politische Zirkel und weiter zahllose Möglichkeiten, sich ausserhalb des eigentlichen Studiums mit Kommilitonen zu treffen. Die eine ist so gut wie die andere, und jeder muss selber wissen, wo er am ehesten hingehört. Die Hauptsache ist, dass er nicht als menschencheuer



GESELLSCHAFT ZUM FRÖHLICHEN SCHLÜSSELLOCH

Zweierstrasse 15 (Studentenhaus) Zürich 4 beim Stauffacher

A. Gesellige Abende wie bisher am Mittwoch und Freitag

Türöffnung 20.30 Uhr

B. Kulturelle Veranstaltungen jeden Dienstag, 20.30 c. t.

C. Wettbewerbe für Januar 1966

1. Photowettbewerb mit dem Motto »Sommer 1965«

2. Kurzgeschichten

Detailangaben und Termine finden sich am Anschlagbrett im Club.

Ab sofort werden jeweils am Freitagen Gästekarten zu Fr. 5.— herausgegeben, die zu dreimaligem Eintritt berechtigen.

Die Semester-Beiträge (Fr. 15.—) sind bis zum 12. November zu bezahlen.

oder menschenverachtender Sonderling die Hochschule verlässt, sondern als Akademiker, der bereit ist, in der Volksgemeinschaft diejenigen Aufgaben auf sich zu nehmen, die seiner warten.

Eine Verbindung ist natürlich weit davon entfernt, nur ein Diskussionszirkel zu sein. Zwar bedingt der Umstand, dass ihre Mitglieder von den verschiedensten Disziplinen herkommen, immer wieder einen lebhaften Gedankenaustausch. Nicht weniger kommt im Verbindungsbetrieb aber eine ausgesprochene Lebensfreude zum Ausdruck, die geeignet ist, zum Ernten und immer anstrengender werdenden Studium die nötige Ergänzung zu bieten. Auch ein durch und durch seriöser Student soll einmal ausspannen können. Die einen gehen tanzen, die anderen besuchen das Kino und wieder andere treffen sich eben auf dem Kneiplokal, wo gesungen, getrunken und geplaudert wird. Jedem Tierchen sein Pläsierchen! Es geht dabei ganz wesentlich um das Mass, und wenn einer dieses Mass überschreitet, so wird er in einer Gemeinschaft sicher leichter wieder zurückfinden, als wenn er ganz auf sich allein gestellt ist. Zu all dem kommt nun aber bei einer schlagenden Verbindung wie der nun 100jährigen Teutonia das Fechten hinzu. Der Fechtsport dient ganz allgemein der körperlichen Ertüchtigung, verlangt er doch nicht nur eine tadellose Reaktionsfähigkeit, sondern auch einen ganz beträchtlichen physischen Einsatz. Beim Mensurfechten des schlagenden Studenten kommt nun aber hinzu, dass er dem Gegner auch in einer scharfen Auseinandersetzung ins Auge sehen können muss. Theoretisch wird natürlich

genau gleich agiert, ob man nun mit Kopfschutz und stumpfer Klinge oder ohne Maske mit scharfer Klinge fecht. In der Praxis ist der Unterschied jedoch ein recht beträchtlicher: nun ist der Fechter allein auf seine Geschicklichkeit angewiesen - wenn er einen Hieb nicht richtig pariert, so sitzt wie wenn eine Schlägerklinge auf eine Gittermaske prallt. Man verlangt von einem Waffenstudenten, dass er in solchen Situationen gerade steht. Man verlangt von ihm aber auch, dass er verlieren kann, ohne zu murren. Es ist dies eine Vorbereitung auf schwierige Situationen einer beruflichen Laufbahn, die zu schützen ist. Gleichwohl wird kein Mitglied einer schlagenden Verbindung behaupten, dass man sich nur mit dem Rapier auf die Fechtkämpfe des Lebens vorbereiten kann; ein Mittel zu dieser Vorbereitung ist es indessen, und die Tauglichkeit kann ihm nicht abgesprochen werden.

Solche und ähnliche Gedanken machten sich die Teutonen anlässlich ihres Zentenariums. Es wird für sie auch in Zukunft heissen, dem Neuen aufgeschlossen gegenüberzustehen, das Alte aber dort, wo es sich bewährt hat, zu bewahren. In trefflicher Weise verlied diesen Gedanken Ausdruck die Festrede, die Alt-Rektor Prof. Dr. Franz Tank am Festakt in der Aula der Universität hielt. Der Wahlspruch der Verbindung »Ehre, Freiheit, Vaterland« erfuhr hier eine Ausdeutung, die es verdient hätte, auch von einer breiteren Öffentlichkeit zu Kenntnis genommen zu werden.

Dr. H. Schneider, Redaktor, Aarau

Bekanntes Futtermittelunternehmen in der Ostschweiz sucht einen

Ingenieur-Agronomen

für den Sektor Schweinehaltung und Schweinefütterung.

Aufgaben: Forschung über Qualität und Zusammensetzung der Futtermittel (eigener Versuchsbetrieb vorhanden), Studium der Fachliteratur, Betreuung unserer Verkäufer als Berater in stalltechnischer, fütterungstechnischer und veterinärtechnischer Hinsicht, Neuentwicklung des bestehenden Verkaufsprogrammes. Englische Sprachkenntnisse sind erwünscht.

Geboten wird: Ausbaufähige Stellung mit Fixum und Verkaufsprovisionen auf sämtliche Bestellungen auf dem Schweinesektor. Eintritt nach Vereinbarung. Einführungszeit ist vorgesehen.

Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen wie Lebenslauf, Lichtbild, Kopien von Ausweisen über Bildung sind erbeten an

Rudolf Egli, Lessingstr. 32, St. Gallen, Privat-Tel. (071) 24 18 73 ab 19 Uhr.



Modell «Verbier», neues Zopfmuster, reine Wolle, Fr. 69.—, Dazu trägt man ein Rollkragen-Leibchen in reiner Baumwolle Fr. 9,80

Modell «Theodul», ein echter «Norweger» Fr. 98.—

Wollen-Keller Ihr Spezialist für tolle Ski-Pullover

Eine Riesenauswahl haben wir jetzt für Sie bereit: rassige «Norweger», sehr markante Modelle im «style géométrique» und viele tolle Exemplare mit neuen Zopf- und Rippenmustern, schon ab

Fr. 39.50

Erhältlich beim Ski-Pullover-Spezialisten



Zürich 1: Strehlgasse 4, Tel. 23 43 34 und Bahnhofstrasse 82, Tel. 25 36 48
Oerlikon: Schaffhauserstrasse 331, Tel. 48 55 50 - eigene P

Wenn Sie diesen Talon ausfüllen

(und einsenden)

geschehen eine Menge Dinge

Adressplättchen werden geprägt, Karteikarten erstellt, die Faktura geschrieben und einiges mehr – alles Dinge, die notwendig sind, damit die Weltwoche ab sofort jeden Donnerstag den Weg zu Ihnen findet. Jeden Donnerstag sind Sie also Empfänger einer Fülle von Berichten, Kommentaren (aus erster Hand), Meinungen, die Ihnen in ihrer Gesamtheit genaue Wochenbilanzen der Weltereignisse vermitteln. Sie bilden die solide Grundlage für Ihre persönliche Meinungsbildung.

Preis für ein Jahresabonnement Fr. 22.50

(Studentenrabatt 30%, Fr. 15.75)

Wenn Sie jetzt bestellen, erhalten Sie zusätzlich einen versilberten Schlüsselanhänger mit dem Signet der Weltwoche (Symbol für fundierte Berichterstattung).

Tip für Weihnachten:

Warum nicht einmal Politik, Kultur und Unterhaltung schenken mit einem Jahresabonnement »Weltwoche«?

Talon

Ich bestelle ein Weltwoche-Abonnement.

Den Betrag bezahle ich gleichzeitig auf Postscheckkonto Nr. 80-23080.

1 Jahr Schweiz Fr. 22.50 Ausland Fr. 31.—*

2 Jahre Schweiz Fr. 42.— Ausland Fr. 56.—*

* Gewünschtes bitte ankreuzen.

Senden Sie bitte den Coupon bis spätestens Mittwoch, den 15. Dezember 1965, an: Weltwoche Verlag AG, Talacker 41, 8021 Zürich.

Die Weltwoche ist zu senden an:

Herrn / Frau / Fräulein: _____

Strasse: _____

Postleitzahl, Ort: _____

Schlüsselanhänger und Rechnung erbitte ich an:

Herrn / Frau / Fräulein: _____

Strasse: _____

Postleitzahl, Ort: _____



DIE  WELTWOCH